

Reproduktionsmedizin und Diskussionskultur

24. April 2024, 18:00 Uhr

Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Leibniz-Saal, Markgrafenstraße 38,
10117 Berlin/online

Begrüßung.....	2
Alena Buyx · Vorsitzende des Deutschen Ethikrates	2
Einführung	3
Frauke Rostalski · Deutscher Ethikrat.....	3
I. Fachliche Perspektiven – Interdisziplinäre Verständigungsprobleme	5
Kurzstatements mit anschließender Diskussion.....	5
Moderation: Volker Lipp · Deutscher Ethikrat	5
Kerstin Schlögl-Flierl · Moralthologie, Deutscher Ethikrat	5
Sigrid Graumann · Ethik/feministische Perspektiven, Deutscher Ethikrat	7
Wolfram Henn · Klinische Genetik, Deutscher Ethikrat.....	9
Steffen Augsburg · Verfassungsrecht, Deutscher Ethikrat	10
Publikumsanwalt: Stephan Kruip · Deutscher Ethikrat.....	14
II. Umgang mit Pluralität innerhalb öffentlicher Kontroversen: Kommunikationstheorie und -praxis	18
Wie kann trotz kontroverser Meinungen ein respektvoller Dialog beginnen?	18
Klaus Hurrelmann · Gesundheitskommunikation/Public Health und Bildung, Hertie School, Berlin	18
Moderiertes Gespräch	22
Moderation: Muna Tatari · Deutscher Ethikrat	22
Franz-Josef Bormann · Ethik, Deutscher Ethikrat.....	23
Stephan Rixen · Verfassungsrecht, Deutscher Ethikrat.....	24
Alena Buyx · Vorsitzende des Deutschen Ethikrates	25
Klaus Hurrelmann · Gesundheitskommunikation/Public Health und Bildung, Hertie School, Berlin	27
Diskussion mit dem Publikum	30
Publikumsanwalt: Stephan Kruip · Deutscher Ethikrat.....	33
Schlusswort.....	36
Alena Buyx · Vorsitzende des Deutschen Ethikrates	36

Hinweis: Bei dem folgenden Text handelt es sich nicht um eine wörtliche Transkription. Der Text wurde lektoriert, um eine gute Lesbarkeit herzustellen.

Begrüßung

Alena Buyx · Vorsitzende des Deutschen Ethikrates

Guten Abend, liebes Publikum hier im Raum und im Livestream, liebe Ratsmitglieder, liebe Vortragende. Ich darf Sie herzlich begrüßen zu unserem Forum Bioethik Reproduktionsmedizin und Diskussionskultur.

Fragen der Fortpflanzungsmedizin und der Reproduktionsmedizin sind gegenwärtig in aller Munde. Das haben Sie mitbekommen. Erst vor Kurzem wurde der Bericht der damit betrauten Kommission bei der Bundesregierung veröffentlicht, der sich auch mit wichtigen ethischen Fragen beschäftigt hat. Entsprechend sind wir mit diesem Forum Bioethik wieder brandaktuell.

Das ist an sich nichts Ungewöhnliches für den Ethikrat, das gelingt uns ab und zu. Die heutige Veranstaltung ist allerdings in zweierlei Hinsicht ungewöhnlich: Erstens – und das ist wirklich wichtig – sprechen wir über die ethischen Fragen im Bereich der Reproduktionsmedizin nicht inhaltlich. Das heißt, wir legen uns für unsere Verhältnisse ungewöhnliche Handschellen an und verteidigen keine Positionen, bewerten nicht, welche Regelungen wir als zulässig erachten oder nicht, sondern wir gehen auf eine Metaebene: Wir möchten heute mit Ihnen darüber sprechen, wie wir über diese Themen sprechen. Denn wie alle wissen, auch das konnte man in den letzten Tagen und Wochen mitbekommen: Das sind Themen, die sehr kontrovers sind. Sie neigen dazu, in einer Art Kulturkampf debattiert zu werden, und sie werden dazu eingesetzt, sehr polarisiert zu debattieren. Dieses Phänomen wollen wir uns in dieser heutigen Veranstaltung anschauen.

Deswegen tun wir noch etwas zweites Ungewöhnliches. Wenn Sie einen Blick in das Programm geworfen haben, dann haben Sie gesehen,

dass wir nicht das tun, was wir sonst bei Veranstaltungen machen, nämlich dass wir die Expertise anderer in den Vordergrund rücken, dass wir viele Menschen einladen, die uns ihre Perspektiven und ihr Wissen darstellen. Heute erlauben wir uns einmal ausnahmsweise einen sehr intensiven Part selbst.

Wir haben mit Herrn Professor Hurrelmann einen Gast, der heute die Veranstaltung bereichert, und ansonsten sind das alles Ratsmitglieder. Das erlauben wir uns deswegen, weil wir mit Blick auf polarisierte Debatten zu kontroversen Themen viel gelebte Expertise und Erfahrung haben. Außerdem ist es heute die letzte Veranstaltung dieses Ethikrates, der sich demnächst neu konstituieren wird, und da haben wir uns gedacht: Ganz am Ende dürfen wir uns selbst mit diesen Fragen beschäftigen, die uns die letzten vier Jahre intensiv umgetrieben haben.

Es wird aber nicht nur um uns gehen. Es geht auch um Sie. Wir haben eine partizipative Veranstaltung für Sie vorbereitet. Es gibt im Raum zwei Saalmikrofone, über die Sie Fragen an verschiedenen Stellen im Programm einbringen können. Auch im Livestream können Sie Fragen über Slido, unser Onlinemodul einbringen. Unser Publikumsanwalt Stephan Kruijff wird die Fragen dann einbringen.

Damit wir lernen, wie das geht, haben wir eine Einstiegsfrage für Sie vorbereitet: Wie nehmen Sie selbst den Diskurs über reproduktionsmedizinische Fragen wahr? Sie sehen die unterschiedlichen Antwortmöglichkeiten. Gehen Sie in Slido und antworten Sie gerne.

Sie können den Livestream bei uns wie immer auch mit Untertiteln und Gebärdensprache anschauen. Wir danken jetzt schon für die Untertitelung durch Susanne Loftin und Marie Weber und unseren Gebärdendolmetscherinnen Oya Ataman und Angelina Sequeira-Gerardo.

Es ist eine öffentliche Tagung, das heißt, es ist Presse vor Ort und alles, was wir hier getan haben, wird auf der Webseite des Ethikrates zur Verfügung stehen.

So, ich glaube, wir hatten durchaus Recht, dass wir dieses Thema gewählt haben: Ihre Wahrnehmung deckt sich mit der unseren; ich glaube, das kann man sagen. Sie sehen, dass eine deutliche Mehrheit sagt: zum Teil stark polarisiert oder generell stark polarisiert. Herzlichen Dank.

Wir haben zwei Teile. Im ersten Teil, interdisziplinäre Verständigungsprobleme, reden wir über die grundsätzlichen Konzepte und Perspektiven auf diese Fragen. Im zweiten Teil, den wir mit einer kommunikationswissenschaftlichen Expertise beginnen werden, sprechen wir über den Umgang mit Pluralität innerhalb öffentlicher Kontroversen.

Damit bedanke ich mich für Ihre Aufmerksamkeit und bei Frauke Rostalski, Sprecherin der vorbereitenden Arbeitsgruppe, die Sie jetzt thematisch einführen wird.

Einführung

Frauke Rostalski · Deutscher Ethikrat

Auch von meiner Seite herzlich willkommen. Ich habe die Aufgabe, kurz in unser Thema „Reproduktionsmedizin und Diskussionskultur“ einzuführen.

In einer lebendigen Demokratie wird viel gestritten. Das ist im Grundsatz auch genau richtig und, wie ich finde, begrüßenswert. Der Diskurs ist die Stärke einer freiheitlichen Demokratie. Im Diskurs treten die Mitglieder der Gesellschaft zusammen, um gemeinsam Lösungen zu finden für die Herausforderungen, die ihre Zeit an sie stellt.

Ob es nun Pandemien sind, ein Krieg in Europa oder der Klimawandel, auch wenn die Herausforderung, die uns begegnet, noch so groß ist, sollten wir für unseren Umgang mit ihr auf den offenen Diskurs setzen. Nur dann, wenn alle Gehör finden und sämtliche Argumente ausgetauscht werden können, ist garantiert, dass die Ergebnisse, die die Gesellschaft in ihren Aushandlungsprozessen erzielt, qualitativ gut sind.

Je größer die Herausforderung, desto wichtiger ist es, auf einen freien Diskurs zu setzen. Es ist demgegenüber keine gute Lösung, das Vertrauen in die Demokratie zu verlieren und etwa angesichts von Großrisiken wie dem Klimawandel oder anderen Entwicklungen zu verzagen, gar zu meinen, dass es bessere Wege als demokratische Aushandlungsprozesse geben könnte, um sich diesen Gefahren zu stellen. Die Demokratie und mit ihr der offene Diskurs weisen auch hier einen deutlich besseren Weg, als ihn etwa ein System ermöglicht, in dem weniger Einzelne, und seien sie noch so sehr durch ihre Expertise dazu geeignet, alleine entscheiden, was richtig und was falsch ist.

Gegenwärtig hat sich die Gesellschaft mit einer Vielzahl an großen Fragen zu befassen. Eine davon betrifft die Reproduktionsmedizin. Neben Herausforderungen durch den Klimawandel, Pandemien oder die künstliche Intelligenz sind Risiken, die mit der modernen Reproduktionsmedizin einhergehen, keine Kleinigkeit. Im Kern spricht die Gesellschaft hier darüber, was ihr das Leben bedeutet. Und wenn ich hier von Bedeutung spreche, meine ich dies in zweifacher Hinsicht. Erstens: Unter welchen Voraussetzungen ist die Gesellschaft bereit, den unterschiedlichen Phasen der Entwicklung des Menschen die Kennzeichnung als Leben zu verleihen? Und zweitens: Welchen Wert spricht sie dem Leben des Einzelnen in ihrer Mitte zu? Wie viel wiegt der Schutz des menschlichen Lebens in Entstehungsphasen, die

mitunter weit vor der Geburt des Menschen liegen?

Beide Fragen sind intrikat. Sie rühren an grundlegenden Wertvorstellungen, die in der Gesellschaft vertreten sind. Sie werden diskutiert in einer Zeit, in der ein individualistisches, auf Selbstbestimmung fokussierendes Selbstbild mehr und mehr um sich greift, womit bereits die potenziellen Konfliktlinien angesprochen sind. Blicken wir zum Beispiel auf das Recht des Schwangerschaftsabbruchs, fragt sich, wie ein angemessener Ausgleich zwischen dem Lebensrecht des Ungeborenen und dem Selbstbestimmungsrecht der schwangeren Frau gelingen kann. Blicken wir auf die Eizellspende, die Leihmutterschaft, ist es wiederum eine Frage der Gewichtung der reproduktiven Selbstbestimmung, ob die Gesellschaft dies rechtlich zulassen möchte oder nicht.

Im Fokus stehen Begriffe wie reproduktive Autonomie und relationale Autonomie, die die Perspektive verdeutlichen, von der vornehmlich auf die Fragestellung geblickt wird. Der Begriff der reproduktiven Gerechtigkeit lässt dabei zugleich die soziale Komponente anklingen, die in reproduktionsmedizinischen Debatten nicht hinwegzudenken ist, weil sie auf die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen hindeutet, die für freie, selbstbestimmte Entscheidungen ausschlaggebend sein können.

Gegenwärtig wird eine Vielzahl reproduktionsmedizinischer Debatten geführt. Vor wenigen Wochen veröffentlichte eine eigens hierzu eingesetzte Kommission ihre Empfehlungen zum weiteren gesetzlichen Umgang insbesondere mit dem Schwangerschaftsabbruch und der Eizellspende. Neben solchen Expertengremien findet die Diskussion über den Schwangerschaftsabbruch, die Leihmutterschaft usw. in der Breite der Bevölkerung statt. Jeder, der sich daran beteiligt, gewinnt dabei einen individuellen Eindruck davon, wie er

mit seiner jeweiligen Position in den Diskurs hineingelangt, inwieweit er mit seinen Argumenten Gehör findet und als Sprecher oder Sprecherin aufgenommen wird.

Unser heutiges Forum Bioethik haben wir daher bewusst nicht in den Dienst einer weiteren Debatte darüber gestellt, wie die Gesetzeslage künftig zum Beispiel in puncto Schwangerschaftsabbruch ausgestaltet werden soll. Wir fokussieren stattdessen auf die Metaebene des Diskurses, auf die Frage also, wie gesellschaftliche Debatten über diese Themen derzeit verlaufen. Wir haben uns dabei bewusst einen Themenkomplex ausgesucht, der aus den von mir genannten Gründen bei vielen tief liegende, teils emotional stark aufgeladene Moralvorstellungen berührt und damit besonders gut dazu geeignet ist, zu fragen: Wie können Diskurse konstruktiv ablaufen, wenn sie aufgrund der Sensibilität des Themas besonders gefährdet sind, in Ebenen abzudriften, die sich weit von dem Sachlichen entfernt haben? Wie kann Kulturkämpfen das Kämpferische im Gespräch genommen werden, um in einen echten Austausch über die Sachgründe zu gelangen, die die eine oder auch die andere Position tragen?

Die These einer Polarisierung der Gesellschaft ist jüngst in die Kritik geraten. Zuletzt kommt es aus meiner Sicht aber auch nicht darauf an, ob unsere Gesellschaft vor allem seit den Coronajahren eine Spaltung erlebt, denn eines steht fest: Die Diskurse werden zunehmend rauer. Damit ist gemeint, dass immer mehr Menschen geneigt sind, ihre eigene Moralvorstellung bzw. ihre Haltung gegenüber einem bestimmten Thema wie zum Beispiel dem Schwangerschaftsabbruch so erheblich aufzuladen, dass er mehr oder weniger zum Teil ihrer eigenen Persönlichkeit wird. Begegnen ihnen im Diskurs dann Sachargumente, empfinden sie sich dem gegenüber häufig als vulnerabel.

Sie verstehen sie nicht als sachliches Gesprächsangebot, sondern als Angriff auf die eigene Person. Die psychologisch gut nachvollziehbare Konsequenz sind mitunter heftige Abwehrreaktionen. Themen werden ausgespart, Argumente unsagbar, ganze Sprecher aus dem Diskurs verbannt. Für eine freiheitliche Demokratie, deren Herzstück der offene Diskurs ist, ist dies Gift.

Die Grenzen des Sagbaren definiert das geltende Strafrecht. Darüber hinaus ist Demokratie in Teilen eine Zumutung, denn es kann anstrengend sein, sich immer wieder mit Auffassungen und Argumenten auseinandersetzen zu müssen, die so sehr von dem abweichen können, was man selbst denkt. Jedoch ist es das einzig Richtige, genau dies zu tun, um im Gespräch zu bleiben, sich also diese Zumutung anzutun. Die Ergebnisse, die eine Gesellschaft im Gespräch miteinander erzielt, versprechen nur dann qualitativ gut zu sein, wenn sie Ausfluss eines freien Diskurses sind.

Das heutige Forum Bioethik steht daher in dem Dienst, Schwierigkeiten im Diskurs über Reproduktionsmedizin offenzulegen und daraus etwas zu lernen, nämlich wie als Gesellschaft wieder konstruktiv miteinander gesprochen werden kann. Wie kann ein gesellschaftliches Gespräch aus einer Abwärtsspirale herausgelangen, die es (über die Abwehr von einem Austausch von Argumenten über teilweise ad personam geführte Angriffe auf den Andersdenkenden in seiner Person wegen vermeintlich zum Ausdruck kommenden „schlechten“ Charakters oder sonstiger Anfeindungen) immer weiter von einem sinnvollen und sachbezogenen Diskurs entfernt? Wer trägt in dieser Problemlage Verantwortung? Ist es bloß der Einzelne? Oder kommt nicht Akteuren in Politik und Medien ebenfalls eine bedeutende Rolle zu, wenn es darum geht, den gesellschaftlichen Diskurs in seiner Sachlichkeit und Offenheit gegenüber unterschiedlichen Positionen zu fördern?

Dabei betrachtet sich der Deutsche Ethikrat bewusst als Teil des gesellschaftlichen Diskurses und lässt daher vornehmlich seine eigenen Mitglieder zu Wort kommen. Die Idee ist es heute, Wege zu mehr Sachlichkeit, zu einem Miteinander auch im kritischen Gespräch zu finden, die weit über das Thema der Reproduktionsmedizin hinausreichen können.

Ich bedanke mich ganz herzlich und übergebe die Moderation an meinen Kollegen Volker Lipp.

I. Fachliche Perspektiven – Interdisziplinäre Verständigungsprobleme

Kurzstatements mit anschließender Diskussion

Moderation: Volker Lipp · Deutscher Ethikrat

Ich wünsche ebenfalls einen guten Abend und freue mich, dass ich Sie durch den ersten Teil dieses Abends führen darf. Im ersten Teil geht es um interdisziplinäre Verständigung und die Schwierigkeiten einer solchen Verständigung. Wir haben uns gedacht, es wäre interessant, einen kleinen Einblick in die interne Ratsarbeit zu geben. Deswegen kommen jetzt unterschiedliche Perspektiven zu Wort. Ich bitte als Erste meine Kollegin Kerstin Schlögl-Flierl aufs Podium.

Kerstin Schlögl-Flierl · Moraltheologie, Deutscher Ethikrat

Guten Abend. Seriöser Lebensschutz. Ich eröffne den Reigen von Statements aus dem Kreis des Deutschen Ethikrates. Wie Sie im Folgenden hören werden, sind wir ein hinsichtlich unserer Positionen vielfältig zusammengesetztes Gremium. Als katholische Moraltheologin oder übersetzt:

theologische Ethikerin zum Thema Reproduktionsmedizin zu sprechen, ruft meist folgende Assoziationen hervor: Katholisch steht für Nein. Alles wäre abgelehnt. Die schnell polarisierende Diskussion durch eine katholische Stimme zu erweitern, ohne dabei selbst den Polarisierungen zu verfallen und dabei einen seriösen Lebensschutz ins Spiel zu bringen, das möchte ich nun kurz versuchen. Dabei konzentriere ich mich auf die viel und hoch emotional diskutierte Frage Schwangerschaftsabbruch. Viele weitere Fälle der Reproduktionsmedizin bedürften der Diskussion, aber fünf Minuten sind fünf Minuten.

Ich möchte heute der Grundsatzfrage nachgehen, wie im Zuge des in der Debatte vorherrschenden Selbstbestimmungsparadigmas die Frage nach dem Lebensschutz gestellt werden kann. Ich werde *nicht* gegen die Selbstbestimmung der Frau sprechen wollen und nicht können, sondern lege die Frage des Lebensschutzes, in diesem Fall das Leben des ungeborenen Kindes, dazu. Und damit wird es komplizierter.

Momentan diskutiert ganz Berlin einen abgestuften Lebensschutz, wie ihn die Expert:innenkommission der Bundesregierung in ihrem gerade vorgelegten Bericht vorgeschlagen hat. Da stellt sich doch die Frage: Was spricht für den Lebensschutz von Anfang an und danach noch im vollumfänglichen Sinne? Als Moraltheologin möchte und muss ich da auf verschiedenen Ebenen antworten.

Ganz kurz sei zur Diskurslandschaft vorausgeschickt: Verschiedene Einschnitte, wann menschliches Leben beginnt, werden schon seit Jahren in unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen diskutiert: die Verschmelzung von Ei- und Samenzelle, die Einnistung in die Gebärmutter, die Lebensfähigkeit außerhalb des Mutterleibes. Was hat zumindest die meisten katholischen Moralthe-

olog:innen davon abgehalten, den Beginn des Lebens und damit verbunden die vollumfängliche Schutzwürdigkeit zu einem späteren Zeitpunkt anzusetzen? Eine Antwort in fünf Schritten.

Zuerst muss man sich vor Augen halten, dass hier biologisch beschreibbare Vorgänge (Verschmelzung von Ei- und Samenzelle, auch als Prozess verstanden) anthropologisch und philosophisch gedeutet werden müssen. Das gilt für alle Positionen im Diskurs.

Zweitens: In der philosophischen Debatte sind es die sogenannten SKIP-Argumente, die für eine frühe und umfängliche Deutung des werdenden Lebens als Menschen vorgebracht und sich gerne von katholischen Theolog:innen zu eigen gemacht werden. S steht für Spezies (das Ungeborene gehört zur Gattung Mensch), K steht für Kontinuität (der Mensch entwickelt sich kontinuierlich als Mensch), I steht für Identität (Identität erfährt gleich zu Beginn einen Startschuss und entwickelt sich), P steht für Potenzialität (nach der Verschmelzung von Ei- und Samenzelle ist alles Notwendige angelegt). Ich bin nicht naiv, dass ich nicht wüsste, dass es gewichtige Gegenargumente gibt, zum Beispiel die Frage, was vor der Einnistung in die Gebärmutter notwendig ist.

Drittens: Die einzelnen SKIP-Argumente für sich alleine haben Anfragen verdient, aber das Zusammenspiel aller vier ist meines Erachtens ein Gegenargument gegen eine Abstufung des Lebensschutzes. So würde ich die Menschenwürde im vollumfänglichen Sinne von Anfang an ansetzen wollen.

Viertens: die Schwangerschaft – eine Zweiheit in Einheit.

Fünftens möchte ich, als Theologin gesprochen, von einem großen Optimismus für das Leben sprechen. Jedes Leben soll die Chance haben, ein Mensch zu werden, der Sinn erfahren und für sich

Sinn finden kann. Damit ist keine Verurteilung der Frau, die aus unterschiedlichsten Gründen einen Schwangerschaftsabbruch vornehmen lässt, verbunden. Theologisch spreche ich hier von einer Gewissensentscheidung.

Ich habe das Adjektiv „seriös“ bewusst zum Lebensschutz gestellt, weil ich damit zu zeigen versuche, dass die Anliegen beider Seiten nicht schon im Vorhinein diskreditiert werden dürfen. Lebensfeindlich, Beliebigkeitskultur, frauenfeindlich – es soll keine Vereindeutigungen geben, denn das wird der Sache des Schwangerschaftsabbruchs nicht gerecht. Seriöser Lebensschutz bedeutet versachlichen statt emotionalisieren (also keine Bilder von abgetriebenen Föten zu zeigen), keine Gehsteigbelästigungen (die wurden ja gerade gesetzlich verboten), notwendige Inhalte in die Ausbildung der Medizinstudierenden integrieren, die Versorgungslage in Deutschland kritisch betrachten, sich die Pflichtberatung noch einmal zu Gemüte führen und auch das Positive zu sehen – es ließe sich noch mehr sagen.

Mein Schlussplädoyer ist: Ich habe versucht, im Habermas'schen Sinne die theologische Position zu übersetzen, die lautet: Die theologische Wertschätzung des Lebens an sich zu Gehör gebracht und die gleichzeitige Anerkennung der Bedeutung und der Selbstbestimmung der Frau ernst genommen zu haben, das würde ich mir für die Debatte, die jetzt ansteht, wünschen. Danke.

Volker Lipp

Herzlichen Dank. Als Nächstes bitte ich Sigrid Graumann, uns ihr Statement vorzutragen.

Sigrid Graumann · Ethik/feministische Perspektiven, Deutscher Ethikrat

Mein Part ist es, die feministischen Positionen deutlich zu machen. Ich kann da ein Stück weit in erster Person sprechen, weil ich mich seit unge-

fähr dreißig Jahren immer wieder mit feministischen Positionen in den Debatten, insbesondere zur Pränataldiagnostik und Fortpflanzungsmedizin, aber auch zum Schwangerschaftsabbruch zu Wort gemeldet habe.

Im Mittelpunkt der feministischen Position (ich mache das aus einer Metaebene, ich werde keine Position beziehen) steht das Recht von Frauen, selbstbestimmt über ihren Körper und über ihr Leben zu entscheiden. Diese Entscheidung war in der Debatte keineswegs immer selbstverständlich. Die Debatten über Schwangerschaftsabbruch, Pränataldiagnostik, Fortpflanzungsmedizin waren immer auch damit verbunden, welche Lebensvorstellungen wir für akzeptabel halten, welche Familienvorstellungen wir für richtig halten und welche wir gesellschaftlich ablehnen. Frauen waren immer wieder damit konfrontiert, beleidigende, sexistische und abwertende Positionen in den Debatten ertragen zu müssen. Das kann ich wirklich aus erster Person sagen.

Die Debatte über den moralischen Status kenne ich natürlich als Philosophin. Das, was meine Kollegin Kerstin Schlögl-Flierl gerade vorgestellt hat, hat in der feministischen Debatte fast nie eine Rolle gespielt oder wenn, dann nur als Ablehnung, überhaupt diese Perspektive einzunehmen. Das hat damit zu tun, dass in der herrschenden ethischen, aber auch politischen Debatte immer wieder kritisiert worden ist, dass gegen eine Fokussierung auf die Lebensschutzfrage die sozialen Fragen, die Situation der Frau in der Gesellschaft in Stellung gebracht worden ist. Deshalb wurde die Gefahr gesehen, dass die Perspektive auf das Recht von Frauen, auf das selbstbestimmte Leben, auf selbstbestimmte Familienplanung, dahinter verschwindet (was auch nicht ganz unberechtigt ist).

Beim Schwangerschaftsabbruch können wir feststellen, dass die feministischen Positionen bis

heute ziemlich einheitlich sind. Da gibt es kaum Unterschiede, auch was die politischen Lager von Feministinnen angeht. Ich sage „kaum“. Das trifft nicht hundertprozentig zu, aber ich finde, dass bei den ansonsten unterschiedlichen Zuordnungen zu politischen oder weltanschaulichen Lagern wenig Kontroverse besteht. In der Debatte haben Feministinnen vor allem die Doppelmoral in der Familien-, Sozial- und Bevölkerungspolitik kritisiert, also der Schwangerschaftsabbruch wird kriminalisiert, aber gleichzeitig sind Kinder bis heute das größte Armutsrisiko für Frauen. Ich möchte daran erinnern, dass sich teilweise die gleichen Personen für restriktive Regelungen des Schwangerschaftsabbruchs und für den Abbau von Sozialleistungen einsetzen (es schockiert mich, dass das heute immer noch so ist). Das ist das, was ich hier mit Doppelmoral meine, und das hat Kerstin eben auch schon angesprochen.

Es gibt einen Punkt, auf den ich hinweisen will, wo es innerhalb der feministischen Debatte durchaus Kontroversen in Bezug auf den Schwangerschaftsabbruch gab (das ist öffentlich wenig zur Kenntnis genommen worden), und zwar unter dem Stichwort reproduktive Gerechtigkeit. Das ist eine Diskussion, die in den Achtzigerjahren vor allem in den USA geführt worden ist, wo schwarze Frauen die einseitige Fokussierung auf den Kampf um Zugang zu Möglichkeiten zum Schwangerschaftsabbruch kritisiert haben, weil sie gesagt haben: Da geht es vor allem um die Kinder von weißen Frauen. Schwarze Frauen sind damit nicht weniger konfrontiert. Für schwarze Frauen geht es vielmehr darum, Zugang zu Verhütungsmitteln zu haben, Zugang zu einer guten medizinischen Schwangerschaftsversorgung zu haben und vor allem Kinder sicher, gesund und frei von Gewalt in der Gesellschaft aufziehen zu können.

Das war ein wichtiger Punkt, der in Deutschland damals wenig aufgegriffen worden ist. Das hat was damit zu tun, dass wir ein anderes Sozialsystem haben. Aber es ist auch nicht ganz weit weg von uns weg: Wir sind immer mal wieder mit Polemik aus dem rechtskonservativen Spektrum gegen muslimische Frauen konfrontiert, denen vorgeworfen wird, zu viele Kinder zu bekommen.

Ursprünglich wurde auch zur Pränataldiagnostik eine einheitliche Position vertreten, nämlich eine kritische Position. Das hat sich mittlerweile geändert. Auch da gibt es inzwischen differenzierte Positionen. Auf der einen Seite gibt es liberal-feministische Positionen, das sind die, die die Inanspruchnahme von Pränataldiagnostik zu selbstbestimmter Familienplanung dazugehört und auf keinen Fall infrage gestellt werden darf, und auf der anderen Seite gibt es feministisch-behinderndenpolitische Positionen, die genau das als diskriminierend ansehen.

Bei der Fortpflanzungsmedizin ist es ähnlich. Aus einer ursprünglich eher kritischen Position sind mittlerweile differenzierte Positionen geworden. Queerfeministische Positionen verteidigen queere Elternschaft auch mit fortpflanzungsmedizinischer Hilfe, betont liberale Positionen sind pro Eizellspende und Leihmutterchaft, und eher liberal-soziale Positionen sehen hier Probleme sozialer Gerechtigkeit.

Ich komme zum Fazit. Auch wenn sich feministische Positionen heute weniger einheitlich darstellen als zu früheren Zeiten, halte ich die feministischen Debatten für durchaus konstruktiv. Dabei werden verschiedene Interessen und Perspektiven engagiert vertreten. Das gehört zu einem demokratischen Diskurs dazu.

Wo ich wirklich Probleme und auch verhärtete Kontroversen sehe, ist zwischen feministischen und rechtskonservativen Positionen, in denen

frauenverachtende Äußerungen auch gerade wieder durchaus vertreten werden. Danke.

Volker Lipp

Wolfram Henn als nächster Redner ist schon auf dem Weg zum Pult.

Wolfram Henn · Klinische Genetik, Deutscher Ethikrat

Meine Damen und Herren, ich spreche hier nicht so sehr in meiner Rolle als Mitglied des Ethikrates, sondern als Arzt, der seit 35 Jahren Hands-on-Schwangerschaftsberatung macht. Wobei ich lieber Schwangerschaftsberatung sage als Schwangerenberatung. Und damit fängt die Diskrepanz zwischen Diskurs und Praxis schon an.

Der öffentliche Diskurs geht allein über die Frauen. In der Beratung sind auch die Männer mit dabei, denn jeder Schwangerschaftskonflikt ist eine Herausforderung für eine Partnerschaft. Ich habe in diesen vielen Jahren vier Dinge gelernt, die auch die Spannung zwischen öffentlichem Diskurs und Realität der Beratung darstellen.

Erstens eine leicht zu merkende Ziffer: Die Anzahl der Schwangeren bzw. Paare, die leichtfertig und voll krimineller Energie auf einen Schwangerschaftsabbruch zudriften, beträgt exakt null. Dementsprechend ist die aus der durchaus stark männlich geprägten, parteiübergreifenden Fraktion der Lebensschützer immer wieder in den öffentlichen Diskurs gebrachte Hermeneutik des Verdachts völlig realitätsfremd, und Kriminalisierung von Schwangeren in dieser schwierigen Entscheidungssituation ist völlig fehl am Platz.

Zweitens: Die Frage, ob ein Schwangerschaftsabbruch nicht rechtswidrig oder lediglich straffrei sein soll, mag von erheblichem akademischem, insbesondere rechtsdogmatischem Interesse sein. Von realem Interesse für die ratsuchenden Menschen ist sie überhaupt nicht. Sie wollen lediglich wissen, ob der Abbruch, wenn er denn nach

schweren inneren Konflikten als unvermeidlich angesehen wird, durchgeführt werden darf oder nicht, und wenn ja, unter welchen Bedingungen. Damit ist auch die öffentlich ganz im Vordergrund stehende Frage, ob die Regelung des Sachverhaltes im Strafrecht oder anderswo erfolgen soll, rechtspolitisch bedeutsam, aber lebenspraktisch völlig nachrangig.

Drittens: Die in der bisherigen Systematik des Paragraphen 218 fein angelegte Trennung zwischen medizinischer und psychologischer Schwangerenberatung ist aus guten Gründen in der Realität längst nicht so scharf, wie sie im Gesetz steht. Keineswegs selten stellt sich nämlich eine zunächst medizinische Problematik als hauptsächlich psychosozial heraus und auch umgekehrt. Beispiele könnte ich Ihnen zuhauf nennen. Vor Ort arbeiten deshalb außerdem dessen, was öffentlich diskutiert wird, die medizinischen und die psychosozialen Beratungsstellen auf Augenhöhe und mit kurzen Wegen zusammen, und genau so ist es richtig.

Den vierten und mir hier am meisten am Herzen liegenden Punkt schildere ich Ihnen an einem realen Fall, der mich seit 30 Jahren nicht loslässt. Ein Paar mit unerfülltem Kinderwunsch wurde von mir gefragt, ob denn schon einmal eine Schwangerschaft bestanden hätte, worauf beide Partner zu weinen begannen und berichteten, ja, das wäre einmal der Fall gewesen. Kurz vor Bekanntwerden der dann einzigen Schwangerschaft sei die Frau über die Treppe gestürzt und wegen Rückenschmerzen einmal geröntgt worden. Der Hausarzt habe daraufhin festgestellt, dass das Kind behindert sein würde, und die Schwangerschaft, Zitat, „musste beendet werden“. Es hat hier also ein Schwangerschaftsabbruch an einem gesunden Wunschkind stattgefunden. Wir sind uns sicher alle einige, dass das die ultimative Katastrophe ist, die es zu vermeiden gilt, auch wenn

es politischen Institutionen und Intuitionen vielleicht entgegenlaufen mag.

Deshalb (doch etwas Inhaltliches) plädiere ich an dieser Stelle intensiv für eine ergebnisoffene, qualitätsgesicherte, interdisziplinäre Pflichtberatung vor jedweden Schwangerschaftsabbruch. Über die Vermeidung der genannten Katastrophen (auch hier könnte ich Ihnen diverse Beispielfälle nennen) hinaus ist auch hier im Widerspruch zu verbreiteten ideologisch-feministisch getriebenen öffentlichen Diskursen gute, das heißt kompetente und respektvolle Beratung im realen Leben keine Gängelung, sondern Stärkung von Autonomie.

Unterm Strich mag öffentliche Empörungsrhetorik bis hin zum Motto „Meinung statt Ahnung“ der Mobilisierung von Wählergruppen und der Selbstvergewisserung innerhalb von Peergroups dienen. Der pragmatischen Problemlösung dient sie eindeutig nicht.

Noch kürzer und erlauben Sie mir als Fazit meiner acht Jahre im Ethikrat den Versuch eines kleinen Aphorismus: Ein gelungener ethischer Diskurs führt zu mehr Wissen und zu weniger Gewissheit. Vielen Dank.

Volker Lipp

Vielen Dank. Auch dich darf ich hierher bitten und den nächsten Redner in der Runde, Steffen Augsberg, ankündigen. Wir haben natürlich noch viel mehr Mitglieder, wie Sie wissen. Aber wir dachten, eine Auswahl dieser vier gibt Ihnen schon ein gutes Abbild über das Spektrum.

Steffen Augsberg · Verfassungsrecht, Deutscher Ethikrat

Herzlichen Dank, dass ich heute zu Ihnen sprechen kann und zu den Gewissheitsverlusten ein wenig aus Sicht des Rechtswissenschaftlers beitrage, der über die Rolle des Rechts und der

Rechtswissenschaftlers in diesem Diskurs reflektiert.

Eine Bemerkung, die ich mir nicht verkneifen kann, vorab: Dieses Klagen über die Polarisierung des Diskurses ist mittlerweile sehr inflationär. Es ist doch Ausdruck einer politisch wachsamem, aufmerksamen Gesellschaft, dass uns Themen umtreiben, dass wir uns zuordnen, dass wir miteinander streiten. Und wo sollte das intensiver der Fall sein als in diesem Bereich? Hier geht es um höchstrangige Rechtsgüter, um den massiven Verlust unter anderem von Menschenleben. Es geht aber umgekehrt auch um die Frage, unter welchen Bedingungen wir von einer selbstbestimmten Entscheidung ausgehen können und wie oft wir eigentlich (und da sehe ich einen kleinen gemeinsamen Weg für uns) eine autonome Entscheidung als Fiktion unterstellen, weil wir nicht bereit sind, wirkliche Hilfestellung zu leisten.

Aber diese Polarisierung hat auch Vorzüge, insbesondere gegenüber einer falschen, faulen Kompromissbildung oder, noch schlimmer, einer Nicht-Thematisierung von problematischen Themen. Eine demokratische Gesellschaft ist insofern auch eine Gesellschaft, die sich nicht versteckt, die nicht Dinge unter den Teppich kehrt, sondern die sich dazu bekennt, dass man Dinge auch im Streite behandeln muss, respektvoll, gegebenenfalls mit Mehrheitsentscheidung, aber doch als Gegensatz dazu, dass man das nur zurückzieht.

Was macht das Recht in diesem Zusammenhang? Das Recht liefert für den demokratischen Diskurs sowohl Voraussetzungen im Sinne von nicht oder jedenfalls weniger diskutierbaren normativen Grundlagen (da sind wir beim Verfassungsrecht), aber das Recht ist natürlich auch Produkt dieser Debatten. Das Recht ist also das, was wir als Demokraten uns selbst als Regeln geben und damit

natürlich – Frauke Rostalski hat es gesagt – auch Zumutungen aussprechen.

Diese doppelte Dimension des Rechts wirkt sich in unterschiedlicher Weise aus. Das Verfassungsrecht, um das nur am Beispiel der Reproduktionsmedizin anzutippen, hat unterschiedliche Wirkdimensionen, die hier eine Rolle spielen. Wenn wir nur einmal von dem Bereich Schwangerschaftsabbruch ausgehen, wo es eindeutig um den Status des Embryos geht, aber auch um die Frage: Was bedeutet Selbstbestimmung? Wenn wir uns die Leihmutterchaftsproblematik ansehen, wo offensichtlich die Frage eine große Rolle spielt, ob Frauen in einer solchen Situation überhaupt selbstbestimmt entscheiden können, bis hin zur Eizellspende, wo Gleichheitsfragen eine größere Rolle spielen, oder zu der Konstellation der Pränataldiagnostik oder der nichtinvasiven Pränataltests, über die heute im Bundestag gesprochen wurde, wo auch andere Rechtszustände des Embryos, insbesondere die Würde des Embryos, eine Rolle spielen.

Ich glaube, man kann die Rolle des Rechts in zwei unterschiedliche Richtungen verorten. Es gibt zum einen eine gewisse Rechtsvergessenheit. Das bedeutet, dass das Recht unter Umständen erstaunlich wenig Beachtung findet, obwohl man meinen könnte, dass man insbesondere im Verfassungsrecht dazu fündig wird. Das betrifft nicht nur das Recht als normative Ordnung, sondern auch spezifische Institutionen. Ich denke hier insbesondere an das Bundesverfassungsgericht. Gerade von juristischer Seite aus wird immer wieder beklagt, dass wir zu gerichtshörig sind, dass es eigentlich einer demokratischen Gesellschaft gut anstünde, diese Suche nach einzig richtig entscheidenden Autoritäten abzulegen. Aber gleichwohl ist es erstaunlich, wie wenig dieses Gericht, das ansonsten sehr viel Beachtung findet, auf einmal Gehör findet, wenn die Entscheidungen, die

es getroffen hat, in klarem Widerspruch zu dem stehen, was gerade politisch opportun erscheint. Also Rechtsvergessenheit auf der einen Seite.

Auf der anderen Seite gibt es, das will ich auch nicht verhehlen, eine gewisse Rechtsversessenheit. Sie geht einher mit einer Politisierung des Rechts, mit einem Sich-Zurechtbiegen normativer Standards. Das betrifft leider vor allem das Völkerrecht und dort zuvörderst die Menschenrechte. Sie können einen problematischen deutschen Staatsrechtslehrer nur leicht paraphrasieren, um rauszukommen mit dem Ergebnis: Wer Menschenrechte sagt, will betrügen. Menschenrechte werden in unseren Debatten häufig instrumentalisiert, um bestimmte politische Ergebnisse zu unterstützen, so wie wir insgesamt eine durchaus problematische Politisierung des Rechts und der Rechtswissenschaft beobachten. Ich glaube, es ist unsere Aufgabe als Gesellschaft, auch diesen Prozess kritisch zu begleiten. Vielen Dank.

Volker Lipp

Herzlichen Dank. Sie haben jetzt schon einen Einblick in die Pluralität nicht nur der Disziplinen, sondern auch der Positionen bekommen, die im Ethikrat vertreten sind.

Wir sind jetzt bei der Diskussionsrunde angekommen. Ich lade Sie herzlich ein, sich sowohl im Livestream als auch hier im Saal zu beteiligen. Damit Sie einen kleinen Einstieg haben, sich zu überlegen, welche Fragen Sie am dringendsten stellen wollen, leite ich das mit einer kurzen Frage an die Redner hier auf dem Podium ein. Ich fange mit Steffen Augsberg an. Wie erleben Sie als Verfassungsrechtler die Diskussion im Deutschen Ethikrat?

Steffen Augsberg

Der Verwaltungsrechtler verweist auf die Verschwiegenheitsverpflichtung, die insoweit besteht [lacht]. – Das ist schwierig. Das Verhältnis von

Recht und Ethik ist grundsätzlich problematisch, weil es mitunter eine leichte Tendenz im Bereich der Moralen und auch der Ethik gibt, dass man die eigene Position gewissermaßen naturrechtlich überhöht und sagt, das Recht muss sich dem anpassen.

Es geht aber umgekehrt darum, dass wir eine wechselseitige Inspiration haben wollen. Die Ethik ist insoweit Stachel im Fleische des Rechts, als sie darauf hinweist, dass bestimmte Dinge (und das mag politischen Zufällen geschuldet sein, mag aber auch schlicht ein Fehler sein) reformbedürftig, verbesserungsbedürftig sind. Es gibt von einem mittlerweile ausgeschiedenen Kollegen das Bonmot: „Wir sind der Deutsche Ethikrat, nicht der Deutsche Rechtsrat.“ Das war ausdrücklich als Kritik an den Juristen gemeint. Das lasse ich mal so stehen. [lacht]

Volker Lipp

Wolfram Henn, wie erlebt der Humangenetiker, der auch Ethiker ist, eine solche Diskussion im Ethikrat in ihrer Polarität oder in ihrem konstruktiven Miteinander-Streit?

Wolfram Henn

Im konstruktiven Gegeneinander. Das heißt, die Spitzen, die man in der öffentlichen Darstellung braucht, um Positionen zu überhöhen, um sich abzugrenzen, um sich innerhalb seiner Peergroup selbst zu vergewissern, das brauchen wir im Ethikrat nicht. Und deshalb können wir uns gepflegt uneinig sein. Ich bin eigentlich Konsequentialist und kein Kantianer, aber ein Kantwort schwebt immer über uns allen in unseren Kontroversen: Solange wir dem anderen den guten Willen zugestehen, können wir uns uneinig sein und trotzdem nachher miteinander Kaffee trinken.

Volker Lipp

An die pointiert feministische Positionierung anschließend die Frage: Wie kommt man von da

überhaupt zu einem mehr oder weniger großen Konsens?

Sigrid Graumann

Von feministischen Positionen zum Konsens? Das fand ich bisher nicht so schwierig, wenn ich ehrlich sein soll [lacht]. Da gibt es viele Ansatzpunkte.

Nein, aber noch mal zu meiner eigenen professionellen Verortung: Ich bin ähnlich wie Wolfram mit einer etwas anderen Fokussierung Humangenetikerin und Ethikerin. Ich habe nur die human-genetische Praxis nie wirklich betreten, sondern habe Humangenetik und Philosophie studiert und mich vor allem mit ethischen Fragen beschäftigt. Ich komme aber aus einer Tradition von einem kritischen Selbstverständnis als Naturwissenschaftlerin, was ich nicht allein hatte, sondern was beispielsweise unter Humangenetikern immer normal war. Also ein kritisches Selbstverständnis und ein Verständnis von Ethik als interdisziplinäre Disziplin, wo sich die unterschiedlichen fachlichen Perspektiven einbringen müssen.

Da gibt es manchmal ein Ringen. Das ist manchmal auch nicht ganz einfach und das ist auch richtig, weil die eigene fachliche Perspektive manchmal mit einer ähnlichen Vehemenz vertreten wird wie die eigene Weltanschauung. Das spielt durchaus eine Rolle. Ich habe das aber immer als Bereicherung empfunden, wenn es gelungen ist (und es ist uns *meistens* gelungen im Ethikrat), uns gegenseitig zuzuhören und miteinander ins Gespräch zu kommen.

Volker Lipp

Kerstin Schlögl-Flierl, wie kommt man von solchen disziplinären Positionierung zu einer interdisziplinären Verständigung?

Kerstin Schlögl-Flierl

Nach vier Jahren Ethikrat kann ich sagen, dass es immer eine Verständigung geben *könnte*. Aber manchmal bleibt man zu sehr in seiner Meinung und hört nicht die Argumente der anderen Positionen.

Unser Ringen um die Abbildung von Positionen, um das, was uns im Ethikratgesetz als Aufgabe aufgegeben ist, Orientierung zu geben (das ist ja immer unser Ziel: verschiedene Argumente zu finden, Positionen abzubilden, um Orientierung zu geben), schaffen wir meistens. Wichtig wäre, ganz klar zu sagen: Das ist die weltanschauliche Meinung und das kann ich als Position in für alle verstehbare Argumente übersetzen. Das ist oft auch eine Übersetzungsleistung. Das ist das, was Jürgen Habermas den religiösen Vertreter:innen in einem Gremium aufgegeben hat.

Volker Lipp

Jetzt bitte ich Stephan Kruip ans Pult. Auch Sie im Saal sind herzlich eingeladen, sich zu melden.

Sunny Müller

Mein Name ist Sunny Müller und ich bin stellvertretende Vorsitzende vom Verein Spenderkinder. In der Ethikdiskussion, die man so mitbekommt, und auch in Diskussionen über Gesetzentwürfe und so was kommt aus unserer Sicht die Seite der erwachsenen Kinder oder auch kleinen Kinder immer ein bisschen zu kurz. Man sieht es auch heute, dass wieder keiner aus der Sicht der Kinder spricht. Klar, Sie haben von den Embryonen gesprochen, aber nicht von den erwachsenen Kindern, die auch ein Recht haben, gewisse Dinge zu wissen. Auch wenn es um Leihmutterschaft oder Eizellspende geht – zum Beispiel wird auch bei Leihmutterschaft das Grundbedürfnis an Urvertrauen massiv gestört, wenn man das Kind direkt weggeben muss. Wie stehen Sie dazu, dass diese Seite so ausgespart wird?

Sigrid Graumann

So, wie die unterschiedlichen fachlichen Perspektiven für eine vernünftige interdisziplinär-ethische Urteilsbildung eine Rolle spielen, müssen die Perspektiven von *allen* Betroffenen berücksichtigt werden. Ich sehe auch eine Schwäche in unserer Debatte, dass wir uns in Deutschland einseitig auf die Kinderwunschaare fokussieren und dass die Perspektiven der Kinder, Leihmütter und Eizellspenderinnen weniger stark berücksichtigt werden. Das sehe ich genauso kritisch wie Sie.

Kerstin Schlögl-Flierl

Wenn man aus der Frage der Diskussionskultur heraus noch mal überlegt: Was wir als Ethikrat als Mittel sehr oft einsetzen, sind Anhörungen von Stakeholdern. Das ist unser Mittel. Bei der Klimagerechtigkeit haben wir den Globalen Süden gehört, die junge Generation und die WHO, die hier die Taskforce ist. Wir versuchen uns in unserem Verständigungsprozess aktiv einzusetzen, um möglichst viele Perspektiven zu erfahren. Denn das ist es ja. Sie müssen uns Ihre Perspektive sagen.

Wolfram Henn

Was Sie gesagt haben, ist eigentlich theologische Ethik zu Ende gedacht, nämlich die Potenzialität über die Geburt hinaus. Da fehlt es wirklich in unserer Debatte, dass in der Lebensphase, in der noch Entscheidungen getroffen werden – da wird die Diskussion stattfinden. Nach der Geburt besteht natürlich der absolute Schutz. Da wird nicht mehr diskutiert, und das ist ein Defizit. Da haben Sie völlig recht.

Steffen Augsberg

Es ist banal, aber wir sind auch Eltern und haben insofern das Interesse der Kinder mit im Blick. Eltern sind die ersten und primären Vertreter der Kindesinteressen in unserem Land, rechtlich wie

gesellschaftlich. Das gilt für den Deutschen Ethikrat genauso.

Sunny Müller

Da habe ich in 13 Jahren Spenderkinder Verein durchaus andere Erfahrungen mit Wunscheltern gemacht. Aber trotzdem vielen Dank, dass Sie mich gehört haben.

Volker Lipp

Vielen Dank. Stephan Kruip, Fragen?

Publikumsanwalt: Stephan Kruip · Deutscher Ethikrat

Ich möchte anfangen mit einer Verständnisfrage an Steffen Augsburg: Was ist damit gemeint, dass Menschenrechte politisch missbraucht würden?

Steffen Augsburg

Erstens ist der Begriff Menschenrechte schief. Wer setzt die Menschenrechte, wer ist dafür verantwortlich? Da denkt man zunächst an die Vereinten Nationen. Schauen Sie sich mal an, wer in den Vereinten Nationen sitzt. Schauen Sie sich nur mal den Menschenrechtsausschuss der Vereinten Nationen an und überlegen Sie sich, wer der große Schurkenstaat auf dieser Erde ist, der ständig von diesem Ausschuss zur Rechenschaft gezogen wird, wer um den Faktor 10 mal so viele Verurteilungen vom Menschenrechtsausschuss bekommt wie alle anderen: Das ist ausgerechnet Israel. Das ist grotesk. Das ist eine Perversion der Menschenrechte, dass der einzige demokratische Rechtsstaat in der Region auf diese Weise da zum Ziel von Angriffen gemacht wird. Das ist eine Politisierung, die erfolgt. Da werden Menschenrechte eingesetzt, um bestimmte Ziele, die man damit verfolgt, durchzusetzen.

Das können Sie auch in anderer Hinsicht erleben. Das hängt zum Teil mit dem weichen Charakter des Völkerrechts zusammen. Wenn Sie über das UN-Übereinkommen über die Rechte der Frauen

sprechen: Das haben 190 Staaten ratifiziert. Von Afghanistan bis Simbabwe können Sie das Alphabet einmal durchgehen. Das sind natürlich völlig unterschiedliche Perspektiven, die da eingenommen werden. Das wird auch entsprechend sehr unterschiedlich interpretiert und auch instrumentalisiert. Darauf muss man hinweisen.

Man muss auch darauf hinweisen, dass es Institutionen und Organisationen gibt, die bewusst Grundrechte, Menschenrechte nutzen, um bestimmte Positionen durchzusetzen. Das ist per se nicht illegitim, das kann man so machen. Es ist nur keineswegs so, dass dort, wo Menschenrecht oder Grundrechte oder was auch immer draufsteht, eine neutrale, einzig richtige verfassungsrechtliche Position dahintersteht.

Stephan Kruip

Ein Fragenkomplex wird von mehreren Fragestellern angesprochen, nämlich: Wie kann dieser Diskurs verbessert werden? Da gibt es verschiedene Ansätze: einmal, ob die Frage nach dem Begriff Reproduktionsmedizin, in dem ja das Wort Produkt drinsteckt, eventuell schon eine Frage des notwendigen Respekts zwischen den zwei Menschen ist, die hier ihre Interessen gegeneinsetzen müssen. Vielleicht würde ein anderer Ausdruck besser passen und vielleicht sollte Toleranz eine größere Rolle spielen im Sinne von Rosa Luxemburg, die gesagt hat: Toleranz ist der Verdacht, dass der andere recht haben könnte. Also wie kann der Diskurs verbessert werden?

Kerstin Schlögl-Flierl

Wie kann der Diskurs verbessert werden? Durch einander zuhören. Als katholische Moraltheologin bin ich immer unter dem Verdacht, eine Position zu vertreten, wo man weiß, welche Gegenargumente man fahren kann, nicht, um sich zu stilisieren oder so, sondern dieses Zuhören, welche Argumente gebracht werden, das wäre für mich

die Verbesserung der Diskussionskultur. Dem anderen auch zuzugestehen, dass er vielleicht aus einer wohlüberlegten Position heraus den Diskurs befruchten will. Ich finde, diesen Vertrauensvorschuss haben wir nicht immer gegeben.

Wolfram Henn

Wir brauchen auch die Bescheidenheit, zu wissen, dass es eine absolute Wahrheit nie geben kann. Jeder Mensch hat seine Wahrheit. Wofür ich in der Praxis plädiere, sind Ermessensspielräume diesseits ideologischer Vorfestlegungen. Das Recht und die Ethik muss Rahmen setzen, die an ihren Rändern nicht überschritten werden dürfen, aber innerhalb dieser Rahmen muss der Einzelfall gewürdigt werden können. Daran fehlt es vielfach im öffentlichen Diskurs viel mehr als in der Realität des individuellen Gesprächs.

Steffen Augsburg

Das leuchtet mir unmittelbar ein. Ich glaube, wir müssen auch Differenzen aushalten, müssen Dinge einfach stehen lassen können und nicht glauben, dass wir am Ende zu einer gemeinsamen Lösung kommen, sondern „agree to disagree“. Das ist doch eine schöne Aussage, dass man dabei auch auseinander bleiben kann.

Christophe

Ich bin [Joung-Yo] oder Christophe. Ich bin Medizin- und Jurastudent jeweils in Berlin und Paris. Ich war letztes in der Klinik und habe ein Kind getroffen, das mit sieben Knochenbrüchen zur Welt gekommen ist. Das hat die Glasknochenkrankheit, die mit extremem Leidensdruck assoziiert ist. Wenn es aber gut gepflegt ist, können sie eine relativ normale Lebenserwartung haben. Es gibt noch andere Erkrankungen, die mit noch extremerem Leidensdruck assoziiert sind und wo zum Beispiel die Lebenserwartung viel geringer ist. Ich denke zum Beispiel an SMA [Spinale

Muskelatrophie]. Inzwischen gibt es auch eine Therapie dafür.

Das ist etwas unterschiedlich zu der Debatte beim, ich sage mal, normalen Schwangerschaftsabbruch, denn dabei geht es eher um die Rechte beziehungsweise um die Selbstbestimmung von Frauen. Hier aber geht es eher um das Recht des ungeborenen Kindes. Wenn die ein Recht auf Geborenssein haben, haben die auch ein Recht auch Nicht-Geborenssein aufgrund von diesem extremen Leidensdruck?

Ich habe dieses Thema mit verschiedenen Leuten besprochen. Ich habe mit Franzosen und auch mit Chinesen gesprochen. Bei den Deutschen ist es wahrscheinlich historisch bedingt, dass oft das Argument von dem Lebenswerten und dem Lebensunwerten aufgeworfen wird. Es geht hier aber nicht darum. Denn wenn die geboren werden, werden sie auch mit vollem Herzen empfangen und gut versorgt. Aber es geht eher um das Recht von dem ungeborenen Fötus, was in diesem Fall einen extremen Leidensdruck haben könnte.

Sigrid Graumann

Die Position, die Sie vertreten haben, ist nicht ganz einfach zu beantworten, muss ich sagen. Und wenn Sie Positionen hören von Menschen, die mit Glasknochenkrankheit leben (und es gibt nicht wenige in der Behindertenszene und nicht wenige Wissenschaftler:innen aus den Disability Studies, die genau mit dieser Behinderung leben), dann würden die sich ausgesprochen verletzt fühlen, wenn ihr Lebensrecht und ihr Lebenswert in Frage gestellt wird, und das haben Sie ein Stück weit gerade gemacht. Ich kann das nachvollziehen aus Ihrer ärztlichen Perspektive, aber wenn Sie da jetzt die Perspektive von den Menschen entgegensetzen, die mit der Krankheit leben, ist das extrem problematisch.

Wir sind uns, glaube ich, einig, dass eine Behinderung allein und ein von uns von außen zugeschriebenes Leiden einen Schwangerschaftsabbruch nicht rechtfertigen kann, sondern das, was den Schwangerschaftsabbruch rechtfertigen kann, ist, dass Eltern oder die Frauen sagen, sie können diese Schwangerschaft nicht austragen. Auch das ist eine schwierige Situation, das zu beurteilen, aber darum geht es letztendlich.

Wolfram Henn

Ex ante und ex post ist da ein Riesenunterschied. Als Sie Ihre Frage gestellt haben, musste ich an die intensivste Sekunde meines Berufslebens denken. Ich wurde als Assistenzarzt in die Kinderklinik gerufen. Ein Kind, schwerstmehrfach geschädigt, mit Lungenschädigung usw. – ich ging rein mit dem Gedanken, da liegt jetzt ein leidendes Bündel. Ich kam in das Zimmer rein und dieses Kind lächelte mich breit an. Das hat mich im Positiven schockiert. Und seit dieser Sekunde weiß ich, dass es genau einen Menschen gibt, der Lebenswert bestimmen kann, und das ist der Mensch für sich selbst. Ansonsten sollten wir die Finger davon lassen.

Stephan Kruijff

Ich erlaube mir außerhalb des Protokolls einen Kommentar zu Ihrer Frage. Ich bin befreundet mit einer Frau, die mit Glasknochen lebt, die 30 Jahre alt ist und verheiratet ist. Und wenn Sie mit ihr in der U-Bahn unterwegs sind, strahlt die eine solche Fröhlichkeit aus, dass am Schluss der gesamte U-Bahn-Wagen mitlacht. Ich möchte davor warnen, aus unserer Lebenssituation etwas zu bewerten, was wir nicht nachempfinden können. Ich selbst lebe mit einer chronischen, tödlichen, genetischen Erkrankung und bin überraschend alt geworden damit. Diese Bewertung ist enorm problematisch. Ich sehe schon, dass das ein empathischer Gedanke ist, dieses Leiden zu vermeiden. Aber was

Leiden bedeutet und wie jemand mit einer genetischen Veränderung lebt, können wir nicht vorhersehen. Das nur außerhalb des Protokolls.

Ich möchte nun drei Punkte zusammenfassen: einmal der Gedanke, dass unsere Gesellschaft immer weniger religiös ist, und dann sollte man vielleicht erwarten können, dass sich die Diskussion in Richtung mehr Meinungsfreiheit und Toleranz entwickelt. Aber ist das wirklich der Fall?

Zweiter Ansatz: Eine Stärkung unserer Sozialsysteme hat das Potenzial, Leben zu schützen, weil viele Abtreibungen durch finanzielle Gründe ausgelöst werden. Wäre das nicht ein guter Weg und evidenzbasierter Ansatz, der besser ist als Verbote oder Kriminalisierung?

Dritter Gedanke: Der Eindruck entsteht, dass das Hauptkriterium in der Debatte vor allem die Erfüllung oder Nichterfüllung persönlicher Wünsche ist. Könnte ein versöhnlicher Diskurs vielleicht so aussehen, dass wir mehr vom Ziel her denken, also welche Entscheidung für das mögliche Kind die beste ist?

Kerstin Schlögl-Flierl

Das ist genau die Schwierigkeit, dass wir in einer pluralen Gesellschaft gesellschaftlich unterschiedliche Positionen, unterschiedlich religiöse Positionen haben (es gibt nicht die eine religiöse Position) und darüber in den Diskurs kommen können und die Argumente austauschen, und dass wir nicht so sehr in religiös und nicht religiös – da müsste man noch viel weiter gehen. Am Schluss geht es darum, das beste Argument zu finden, um – und das ist die Grundsatzfrage: Wohin soll es gehen? Eigentlich fürs Gemeinwohl – unsere Gesellschaft in eine gute Zukunft zu führen.

Steffen Augsburg

Vom Kind her zu denken nimmt wahrscheinlich das auf, was wir vorhin gesagt haben. Das Kind

will im Zweifel leben (das müssen wir einfach unterstellen; daran kommen wir, glaube ich, nicht vorbei), völlig unabhängig davon, ob gesund oder mit Einschränkungen versehen. Das ist also für sich gesehen nicht die Lösung des Ganzen.

Auf die Sozialleistungen hinzuweisen ist ein ganz wichtiger Punkt. Es ist ein Skandalon unserer Gesellschaft, dass wir diese schwierige Situation nur mit kriminellem Unrecht entsprechend handhabbar machen wollten, selbst wenn wir zu meinen oder zu können glauben. Das funktioniert so nicht. In der Tat wissen wir, dass die Selbstbestimmung insoweit ein fragiles Gebiet ist. Wenn Frauen, wenn Familien sich aus finanziellen oder sonstigen sozialen Gründen gezwungen sehen, eine Schwangerschaft abubrechen, dann ist das keine wirklich selbstbestimmte Entscheidung. Da müssten wir erst mal die Voraussetzungen schaffen, um Selbstbestimmung überhaupt zu ermöglichen.

Amelie Kolandt

Mein Name ist Amelie Kolandt, ich bin Ärztin und promoviere zum Thema Schwangerschaftsabbrüche an der Charité und habe in dem Rahmen mit über 40 Expertinnen zu dem Thema gesprochen. Die Hälfte etwa waren Konfliktberaterinnen, und da waren auch viele religiöse Stimmen dabei. Ich kann unterstreichen, was schon mehrfach gesagt wurde, dass es sehr häufig – unabhängig davon, ob feministische oder christliche Perspektive – das Ziel ist, Menschen ihre Lebenswege so zu öffnen, wie es unter den gegebenen Bedingungen gut ist. Ich sehe da große Überschneidungen, wie sie hier auch schon mehrfach zu Wort kamen. Gleichzeitig sehe ich in einer öffentlichen Debatte, dass die Diskussion, wie schon mehrfach gesagt, polarisiert.

Ich möchte gern die Frage in die Runde stellen: Wie schaffen wir es, diese Pseudogräben, die es meines Erachtens sind (denn das deckt sich nicht

mit dem, was ich erhoben habe), diese vermeintlich bestehenden Gräben, die auch von unseren Politikern vorgeschoben werden als Begründung, wie mit diesen Kommissionsempfehlungen umgegangen werden könnte, wie man mit diesem Pseudoargument der Polarisierung umgehen kann in einer Diskussion, um diese über diesen Pseudopolarisierungspunkt hinauszubekommen?

Luise Novak

Mein Name ist Luise Novak, ich bin studierte Hebamme und angehende Public Healtherin. Ich fühlte mich kurz berufen, etwas zu meinem Vordner zu sagen: Und zwar kann man aus meiner Perspektive – und das kommt auch aus Ihrer Debatte heraus – das Verhältnis des Rechtes auf Leben der Frauen gegen die Kinder nicht abwägen und nicht andersrum. Denn beide sind ohne einander nicht denkbar.

Zu dem berechtigten Einwand, dieses schreckliche Leiden zu sehen, möchte ich Ihnen alles Gute wünschen und für Ihre ärztliche Tätigkeit meine Lieblingsfrage mitgeben: Wer hält hier was nicht aus? Sie dürfen trauern, leiden und betroffen sein, wenn Sie Leid erleben. Aber geben Sie es nicht denen zurück, die betroffen sind, sondern fragen Sie sie.

Sigrid Graumann

Eine kurze Antwort zur Frage der Spaltung des Diskurses. Ich sehe die auch nicht, muss ich ehrlich sagen. Ich sehe eine Spaltung des Diskurses nur dann, wenn bestimmte Argumente instrumentalisiert werden und für etwas anderes verwendet werden. Ich habe zwar eine andere Position zu Menschenrechten als Steffen Augsburg, wie die wissen, die unsere Diskussion verfolgt haben, aber ich würde das Gleiche zurückgeben an der Stelle, wo es um den moralischen Status und die Schutzwürdigkeit des Ungeborenen geht. Auch

hier wird häufig die Schutzwürdigkeit des Ungeborenen instrumentalisiert, um Frauen bestimmte Rollen zuzuweisen, um bestimmte Sichtweisen von Familie zu legitimieren oder vorzuschreiben und andere zu delegitimieren. Da bin ich völlig auf Ihrer Seite. Ich glaube, dass wir mit der Debatte ohne Polarisierung umgehen *könnten*.

Volker Lipp

Letzte Worte auf dem Podium. Wolfram Henn.

Wolfram Henn

Die Klarheit von Auffassungen ist inversproportional zur Nähe zum realen Problem.

Volker Lipp

Schön kurz, und damit sind wir bei diesem ersten Teil am Ende. Ich darf den Rednern auf dem Podium und dem Publikumsanwalt herzlich danken und meine Kollegin Muna Tatari bitten, hier meine Rolle zu übernehmen. Vielen Dank.

II. Umgang mit Pluralität innerhalb öffentlicher Kontroversen: Kommunikationstheorie und -praxis

Muna Tatari

Ich darf Sie herzlich willkommen heißen zum zweiten Teil des Forums, wo es etwas allgemeiner wird. Aber der Nenner ist der gleiche, nämlich dass wir viele Perspektiven zum Sprechen bringen wollen. Es geht um den Umgang mit Pluralität in öffentlichen Kontroversen, um Kommunikationstheorie und Kommunikationspraxis.

Wie Alena Buyx schon erwähnt hat, haben wir in diesem zweiten Teil die einzige auswärtige Perspektive: Klaus Hurrelmann ist Senior Professor of Public Health and Education der Hertie School of Governance in Berlin. Für ein Studieren seiner Vita, seiner Publikationen und Auszeichnungen

verweise ich gerne auf die ausgedruckten Tagungsunterlagen oder auf die Homepages des Ethikrates.

Auf eine Sache möchte ich aber aufmerksam machen: Gestern ist eine Studie herausgekommen, die Klaus Hurrelmann zusammen mit Simon Schnetzer und Kilian Hampel herausgegeben hat, und zwar die Trendstudie „Jugend in Deutschland“. Sie ist erschienen unter dem Titel „Verantwortung für die Zukunft? Ja, aber“. Die Studie präsentiert Einstellungen, Trends und Perspektiven der 14- bis 29-Jährigen, auch Generation Z genannt. Einige von Ihnen fühlen Sie vielleicht angesprochen. Schauen Sie mal rein, inwieweit Sie sich da in dem größeren Spektrum wiederfinden können.

Aber darum geht es heute nicht. Es geht heute darum: Wie kann trotz kontroverser Meinungen ein respektvoller Dialog beginnen? Es geht um die Perspektive der Gesundheitskommunikation, Public Health und Bildung. Herr Hurrelmann, wir sind sehr froh, dass Sie unsere Einladung angenommen haben.

Wie kann trotz kontroverser Meinungen ein respektvoller Dialog beginnen?

Klaus Hurrelmann · Gesundheitskommunikation/Public Health und Bildung, Hertie School, Berlin

Vielen Dank. Wir sind im Bereich der sogenannten Gesundheitskommunikation und was ich dazu zu sagen habe. Das knüpft direkt an das an, was wir eben gehört haben. Was ist Gesundheitskommunikation? Eva Baumann und ich haben das im „Handbuch Gesundheitskommunikation“ definiert. Da steht sehr kompakt: Das ist die zielorientierte, systematische, aufeinander abgestimmte Gestaltung von Kommunikationsprozessen in Gesundheitsfragen, um Menschen zu informieren,

ihre Einstellungen und Normen zu beeinflussen, Handlungsbereitschaft zu fördern und Verhaltensänderungen herbeizuführen, die der Förderung der Gesundheit dienen.

Erstens fällt die Informationskomponente auf. Das kann man verallgemeinern: Alles, was wir über die Vermittlung von Wissen über Gesundheit wissen, hat eine Informationskomponente, hat das Ziel, fundierte Fakten und komplexe Zusammenhänge zu vermitteln, die meist mit den Fakten verbunden sind, Aufklärung über die Bedeutung der Fakten.

Wir sind schnell bei der Frage: Welche Bedeutung haben denn die Fakten und hat das gesundheitsrelevante Wissen? Da kommen wir zu einem anderen Begriff, der gerade eine große Rolle in den Gesundheitswissenschaften spielt: Das ist der Begriff der Gesundheitskompetenz, International Health Literacy. Das spielt mit dieser Komponente der Informations-, der Wissensvermittlung. Es ist der Gedanke, dass ich Informationen, die für mich gesundheitsrelevant sind, suchen kann, dass ich weiß, wo ich sie finde. Ich kann einen Suchprozess starten, ich kann sie finden, ich kann sie verstehen, ich kann sie beurteilen und ich kann sie auf mich anwenden. Das ist das, was wir hier die ganze Zeit diskutieren. Wir erwarten eigentlich von allen Menschen, die sich mit solchen strittigen Themen auseinandersetzen, die auch ihr eigenes Leben gestalten, dass sie diese Kompetenz haben.

Zweitens steckt in der Definition aber auch drin: Eine moderne Gesundheitskommunikation hat immer auch die Komponente der Schaffung eines Dialogs. Die Kommunikationsstrategien sind so ausgerichtet, dass unterschiedliche Informationen miteinander in Verbindung gebracht werden können, dass ich lerne, dass ich weiß, wie die unterschiedlichen Informationen zu handhaben sind, dass mir bei der Gesundheitskommunikation

diese unterschiedlichen Positionen auch vorgestellt werden.

Noch in der Definition steckt drin, dass wir es bei der Gesundheitskommunikation mit klaren Botschaften zu tun haben, mit verständlichen, klaren Informationen, mit Kommunikationskanälen, die nachvollziehbar sind, und mit der Einbeziehung verschiedener Akteure, die sich in diesem Bereich bewegen.

Weiter können wir sagen: Moderne Ansätze der Gesundheitskommunikation berücksichtigen die Bedeutung einer abgestimmten Kommunikation, bei der sich verschiedene Akteure an der Diskussion beteiligen mit ihren unterschiedlichen Perspektiven und unterschiedlichen Interessen, auch bei ethisch umstrittenen Fragen, Menschen, die Betroffene sind und die Gegenstand der Diskussion sind.

Da wären wir bei der normativen Komponente, die diese Definition hat: Gesundheitskommunikation zielt darauf, Einstellungen zu beeinflussen, um Verhaltensänderungen herbeizuführen. Diese Verhaltensänderung aber – das steckt im Begriff der Gesundheitskompetenz als Zielvorstellung drin – ist eine, bei der ich Menschen in die Lage versetze, die Fähigkeit zu entwickeln, gesundheitsrelevante Informationen zu suchen, zu finden, zu verstehen, zu beurteilen und auf sich selbst zu beziehen.

Sie behandeln hier die kritischen Themen, die aus der Reproduktionsmedizin kommen. Da wissen wir noch sehr wenig, wie eine gute Gesundheitskommunikation aussehen kann. Es ist auch ganz schwer, Parallelen zu ziehen. Ich habe nachgedacht: Was könnten wir denn für Gebiete aus dem Bereich der Gesundheitskommunikation nehmen, die hier eine Rolle spielen? Da haben wir ein paar Parallelen zur sogenannten Risikokommunikation. Die Coronapandemie wird eines Tages ein wichtiges Thema sein, um zu rekonstruieren, wie

Gesundheitskommunikation funktioniert oder auch nicht funktioniert hat. Das liegt vielleicht zu dicht dran, sodass wir das noch nicht abgesetzt einschätzen können.

Ich bin viel in der Präventionsforschung unterwegs, also Drogenprävention oder verhaltensbezogene Prävention. Vergleiche hinken, aber ein paar Vergleiche lassen sich ziehen, und die helfen uns vielleicht, um das auf die heutige Thematik zu beziehen. Bei der Prävention wissen wir nämlich, dass einige Komponenten eine große Rolle spielen:

Das ist erstens als Basis für die Informationsvermittlung die Wissenschaftsbasiertheit der Information. Gerade bei umstrittenen Themen müssen aktuelle wissenschaftliche Erkenntnisse und basierte, nachvollziehbare, rekonstruierbare Informationen die Ausgangsbasis bilden, um Fehlinformationen zu vermeiden und um die Diskussion auf eine fundierte Grundlage zu führen. In der Präventionsforschung ist es hochinteressant zu sehen, dass das die Voraussetzung ist, um die Verhaltensänderung, die wir meist in der Prävention erreichen wollen, anzustoßen, aber nie eine ausreichende Gegebenheit ist, sondern es muss die persönliche Betroffenheit, die persönliche Verarbeitung dieser Informationen hinzukommen. Es muss aber eine nachvollziehbare Information sein. Ich glaube, die Botschaft können wir für das heutige Thema mitnehmen. Die Gesundheitskommunikationsforschung sagt uns: Alle Informationen müssen transparent sein, müssen nachvollziehbar sein, ich muss die Quellen genau rekonstruieren können und in dem Sinne eine Information haben, die von allen Seiten evidenzbasiert überprüfbar ist.

Was wir in der Präventionsforschung auch gelernt haben: Es muss multiperspektivisch sein, es darf nicht eine einzige Sichtweise überwiegen (diese

Substanz ist gefährlich, die andere ist nicht gefährlich), sondern auch das müssen Informationen sein, bei der eine Vielzahl von Perspektiven und Standpunkten zusammenkommt. Das kann ich durch Multidisziplinarität absichern, und das wiederum, indem ich alle Informationsquellen offenlege.

Auffällig ist in der Präventionsdiskussion auch, dass es sich bewährt hat, einen Würdigungsmodus und einen Streitmodus einzubauen, also einen offenen Dialog anzustreben und deutlich zu machen: Hier handelt es sich um eine Verhaltensweise, die riskant ist. Im Falle des Drogenkonsums ist es ja die subjektive Absicht des Nutzers, sein eigenes Leben zu verbessern. Er will seine eigene Gesundheitsbilanz optimieren, spielt dabei allerdings mit einer Substanz oder einer Verhaltensweise, die einen Suchtcharakter hat, und gefährdet sich dadurch. Das ist diese ambivalente Situation, die wir in diesem Feld des Problems haben.

Wenn das in eine Dialogform gebracht wird, in eine aktive Auseinandersetzung, wenn Modalitäten, Regeln für einen Streit, für eine Streitkultur entstehen, dann gewinne ich die Chance, dass der Mensch, mit dem ich es hier zu tun habe, oder die Gruppe, mit der ich es zu tun habe, die eigene Position nachvollziehen kann, die Position von anderen nachvollziehen kann, sich nicht stigmatisiert und sich nicht aggressiv angegangen fühlt.

Empathie wäre ein Punkt, den wir auch aus dieser Präventionsdebatte ableiten können, der einfühle, respektvolle Umgang, empathische Kommunikation. Wie gesagt: Jede Vermeidung von Stigmatisierung bringt in diesem Zusammenhang gar nichts und führt nicht zum Ziel. Das hängt natürlich auch mit dem Vertrauen zusammen, das mit solchen Informationsvermittlungen und mit dem

Kommunikationssetting einhergeht und das gerade bei ethisch umstrittenen Fragen von großer Bedeutung ist.

Offenheit gegenüber unterschiedlichen Meinungen, ein Verständnis für komplexe ethische Abwägungen: Das gehört mit dazu, das schafft Vertrauen. Das lässt sich auch aus der Präventionsforschung ableiten.

Ethisch umstrittene Fragen können je nach kulturellem Kontext unterschiedlich wahrgenommen werden. Auch das spielt bei der Präventionsdebatte immer wieder eine große Rolle. Das berücksichtigt jede aktuelle moderne Form der Gesundheitskommunikation. Die Botschaften und Strategien sind so verfasst, dass sie auch diesen Aspekt berücksichtigen.

Der letzte Aspekt, den wir mit übernehmen können, ist der persönliche Bezug. Es hat sich nicht bewährt, die Informationsvermittlung so zu betreiben, dass sie nicht auf die individuelle persönliche Situation des Adressaten abgestellt ist. Es ist entscheidend, dass die aufgenommen wird, und das spricht für eine partizipative Entscheidungsfindung unter Berücksichtigung der verschiedenen Aspekte, die jeder einzelne Nutzer einbringt, und für eine Abwägung der verschiedenen Aspekte. Auch das erhöht sehr stark die Glaubwürdigkeit.

Wenn ich das jetzt auf die Diskussion übertrage, die Sie hier führen, mit den schwierigen und umstrittenen Fragen, die aus der Reproduktionsmedizin stammen, dann würde ich diese Punkte – bei aller Schwierigkeit, Parallelen zu ziehen – so akzentuieren: Aus meiner Perspektive als Gesundheitswissenschaftler, als Gesundheitskommunikationsforscher, hätte ich folgende sechs Punkte als Leitsätze für die weitere Debatte.

Erstens: Es muss wissenschaftsbasiert sein. Alle Informationen, die kommen, müssen auf nachvollziehbaren, transparenten, belegbaren und transparenten Fakten beruhen. Das bedeutet: Aktuelle Erkenntnisse aus medizinischer, ethischer, sozialwissenschaftlicher usw. Forschung müssen berücksichtigt werden. Die Interdisziplinarität ist von großer Bedeutung. Es muss verständlich, zugänglich und im Idealfall so aufbereitet sein, dass es eine breite Öffentlichkeit auch versteht. Bei ethisch umstrittenen Fragen ist es besonders wichtig, dass man merkt: Hier sind keine Vorurteile und Stereotype eingebaut, sondern es geht darum, die Fakten zu vermitteln. Das dürfen Informationskampagnen sein. Die dürfen systematisch mit einer klaren Strategie aufeinander aufbauen, aber sie müssen diese Informationskomponente haben, die eben von *jedem* rekonstruierbar ist. Auch wenn es unterschiedliche wissenschaftliche Befunde gibt, müssen die entsprechend dargestellt werden und es muss auch deutlich angegeben werden, dass es unterschiedliche Ergebnisse in der Forschung gibt. Das war in der Schlussphase der Coronapandemie ja ein ganz problematischer Aspekt.

Dann sind wir beim zweiten Aspekt dieser Multiperspektivität: bei ethisch komplexen Fragen. Die Kommunikation muss verschiedene ethische Perspektiven berücksichtigen (das war gerade in der Diskussion auch sehr deutlich) mit ihren unterschiedlichen moralischen Implikationen. Das bedeutet: Wir müssen deutlich machen, wo die Grenzen des Wissens sind, wo eine Wissens- und eine Informationsbasis ethisch relevante Fragen vielleicht nicht mehr berührt, weil unterschiedliche persönliche Wertungen, unterschiedliche normative Aspekte im Hintergrund sind, bei denen die Informationen, die scheinbar identisch sind, unterschiedlich wahrgenommen werden, dass diese Perspektivität anerkannt und berücksichtigt wird und in die Diskussion mit einfließt.

Der dritte Punkt ist die Dialogidee, die in der Gesundheitskommunikation steckt: die Idee, dass es ein Regelwerk gibt, um mit unterschiedlichen Positionen umzugehen, dass man in einen Streitmodus gehen kann, dass man klare, sachliche Spielregeln dafür hat, wie man bei strittigen Fragen miteinander streiten und in eine regelgeleitete, scharfe Auseinandersetzung gehen kann mit einer Vielfalt von Meinungen und Überzeugungen, die in den offenen Dialog einbezogen sind, eine Vielfalt von Standpunkten, ohne in eine Diskriminierung zu rutschen, ohne Vorurteile zu fördern, die die Diskussion wieder zerstören würden.

Die Gesundheitskommunikation sagt: Wir müssen darauf zielen, die individuellen Ressourcen und die individuellen Fähigkeiten von allen Menschen zu wecken, von ihrer jeweils persönlichen Situation aus ihre Lebensherausforderung zu bewältigen. Dazu brauche ich das persönliche Gefühl, dass Informationen von mir auf meine Situation zugeschnitten werden können. Denn die ist ganz anders als die bei jemand anderem: Ich bediene mich möglicherweise des identischen Wissens, der identischen Information, komme für mich aber zu unterschiedlichen Konsequenzen für mein eigenes Verhalten, weil meine Lebensumstände, meine Lebenskontexte eine ganz große Rolle hierbei spielen und meine eigenen Bedürfnisse entsprechend akzentuiert werden.

Vierter Punkt war Empathie, Sensibilität. Bei der Kommunikation solch sensibler Themen, Schwangerschaftsabbruch etwa, brauchen wir einen respektvollen Ton. Er muss einfühlsam sein und berücksichtigen, dass Scham und Scheu mit im Spiel sind. Es darf keine Diskriminierung sein. Es ist wichtig, hierbei also ganz sensibel vorzugehen, keine Auffassung zu verletzen, keine Diskriminierung einschleichen zu lassen. Es ist ein ganzheitlicher Ansatz, der hier eine Rolle spielt.

Der fünfte Punkt ist die vertrauensorientierte Informationsvermittlung, von der ich gesprochen habe, wo ich auch eine Parallele sehe, die wir ziehen könnten. Die Wahrnehmung und Bewertung der Themen kann je nach kulturellem Hintergrund variieren. Das muss einbezogen werden.

Der sechste Punkt ist wieder der persönliche Bezug. Ich kann Experten heranziehen, die aus den verschiedenen relevanten Bereichen die Informationen aufbereiten und sie für mich handhabbar machen. Am Ende aber ist es meine persönliche Situation, auf die die Information zugeschnitten ist, und ich muss die Kompetenz haben, diese Gesundheitskompetenz haben, um sie für mich aufzubereiten und auf meine persönliche Situation zu beziehen.

Wenn wir diese Prinzipien und Ansätze der Gesundheitskommunikation aufnehmen, dann können wir sicherstellen, dass wir einen sachlichen Diskurs haben mit festen Spielregeln, keine Verletzung, keine Diskriminierung, eine respektvolle, inklusive Diskussion, und wir können sicher sein, dass am Ende das Ziel ist, dass jeder Betroffene auf einer fundierten Basis seine eigenen Gesundheitsentscheidungen in Kenntnis und in einer würdigen, akzeptierenden und duldbaren Atmosphäre entwickeln kann. Danke schön.

Moderiertes Gespräch

Moderation: Muna Tatari · Deutscher Ethikrat

Herzlichen Dank, Herr Hurrelmann, für Ihren Vortrag, der uns eine Fülle von Anknüpfungspunkten bieten kann. Mir ist im Gedächtnis hängen geblieben: Es muss sich um gute Informationen handeln, qualitativ hochwertig erworben, auf dem neuesten Stand. Es braucht eine Didaktik, dass man es transportiert, und es braucht unterschiedliche soziale Kompetenzen und eine Vernetzung der verschiedenen Stakeholder.

Was Sie in den Raum gegeben haben, soll erweitert werden durch die Expertise von zwei Kollegen und einer Kollegin aus dem Ethikrat: Das sind Professor Franz-Josef Bormann, Professor Stephan Rixen und Professorin Alena Buyx. Ich möchte beginnen mit Ihrer Expertise, die Sie aus der politischen Philosophie einbringen. Wo sind Sie besonders interessiert? Mit welcher Perspektive blicken Sie auf das Thema einer gelingenden Kommunikation in Pluralität und in Spannungen?

Franz-Josef Bormann · Ethik, Deutscher Ethikrat

Ich setze heute nicht den Moralthologenhut auf, sondern spreche als Philosoph. Ich denke, dass es viele Parallelen gibt zwischen dem, was Herr Hurrelmann eben aus einer kommunikationswissenschaftlichen Perspektive gesagt hat, und dem, was seit vielen Jahren und Jahrzehnten innerhalb der vor allem angloamerikanischen politischen Ethik diskutiert wird. Da geht es auch um die Frage des Umgangs mit Pluralismus. Die Vorstellungen, die da im Raum stehen, sind die Fragen: Wie kann eine liberale Gesellschaft so mit Pluralität umgehen, dass niemand aus dem Diskurs illegitimerweise ausgeschlossen oder sogar mundtot gemacht wird? Denn das ist eigentlich das Schlimmste, was in einer liberalen Gesellschaft passieren kann.

Diese Diskussion wird seit Jahrzehnten unter dem Begriff Public Reason, der öffentlichen Vernunft geführt. Wenn man sich ein bisschen mit diesem Diskurs befasst, merkt man schnell: Es gibt unterschiedliche Vorstellungen von so einer öffentlichen Vernunft. Einige dieser Konzepte sind sehr eng, sehr voraussetzungsreich und eigentlich auch sehr illiberal, obwohl sie manchmal den Anschein erwecken, liberal sein zu wollen oder zu können.

Zu solchen engen Konzeptionen möchte ich Ihnen ein berühmtes Beispiel geben: John Rawls, der große Gerechtigkeitstheoretiker, hat in seiner

zweiten Monografie in einer viel beachteten Fußnote über die Abtreibung gesprochen und kurzerhand dekretiert, dass jemand, der keine Pro-Choice-Position vertreten würde, dadurch zu erkennen gebe, dass er eigentlich total unvernünftig sei und nichts im öffentlichen Diskurs verloren habe. Das hat verständlicherweise zu einem Aufschrei geführt und eine lebendige Diskussion ausgelöst, wo sich dann viele politische Philosophinnen und Philosophen an die Aufgabe gemacht haben und gesagt haben: Wir brauchen dringend ein viel weiteres Verständnis von Public Reason. Das wurde auch entwickelt.

Ich glaube, dass es sehr wichtig ist, bei einer solchen öffentlichen Diskussionsproblematik, wie sie mit diesen reproduktionsmedizinischen Fragen verbunden ist, zunächst mal die Frage zu stellen (und das schließt unmittelbar an das an, was Herr Hurrelmann gesagt hat): Was wissen wir eigentlich? Wie gut sind unsere epistemischen Standards, die wir haben? Und beruhen nicht vielleicht manche Entscheidungen, die wir treffen, auf Vorurteilen, auf irgendwelchen fragwürdigen Prämissen, die wir haben? Und vergessen wir nicht manchmal einfach, die erkenntnistheoretische Dimension in diesen Diskurs einzuflechten? Ist dieser Diskurs nicht viel zu oft ein machtfördernder Diskurs, der epistemisch zu problematischen Effekten führt?

Das hat auch prozedurale Implikationen. Ich mache kein Hehl daraus, dass ich gerade als Mitglied des Deutschen Ethikrats nicht sehr glücklich bin, dass es diese heute schon genannte Kommission für reproduktive Selbstbestimmung gegeben hat, weil ich glaube, dass dieses Thema viel besser beim Deutschen Ethikrat angesiedelt wäre, weil es auch in den Kernbereich unserer Zuständigkeit fällt. Ich finde es schon verdächtig, dass Ministerialbürokratie – egal, ob es das autonome Fahren

ist oder die Reproduktionsmedizin – sich sozusagen Expertise einkauft, deren Ergebnis von vornherein feststeht. Das ist kein gutes Symptom für eine faire, weite, öffentliche Diskussion, in der alle Stakeholder zu Wort kommen.

Diese Leute, die sich stärker über eine weitere Konzeption von Public Reason Gedanken gemacht haben, wie das etwa Jerry Gaus oder Valier in Amerika waren, haben uns auch ein Stichwort gegeben, das ich für den reproduktionsmedizinischen Diskurs für ausgesprochen hilfreich erachten würde: Sie warnen nämlich davor, dass dieser Diskurs konsensorientiert geführt werden müsste. Eine Konsensorientierung würde bedeuten, dass am Ende des Tages in einer pluralen, liberalen Gesellschaft alle Parteien aus denselben Gründen zustimmen und einen Konsens bilden. Das halte ich für völlig nativ und unrealistisch. Viel besser und viel realistischer scheint es mir zu sein, darauf hinzuarbeiten, dass alle Positionen über Religions- und Weltanschauungsgrenzen hinweg darauf geprüft werden, ob sie verständlich sind (das trifft sich mit dem, was Herr Hurrelmann gesagt hat), ob sie epistemisch einigermaßen solide oder jedenfalls seriös erscheinen, ob sie auf argumentative Weise auch für andere nachvollziehbar sind und nicht etwa auf Diffamierung, Täuschung oder Ausgrenzung basieren.

Wenn man den Diskurs so weitert, dann kann es passieren (und das habe ich selber im Ethikrat schon oft erlebt), dass es über solche religiös-weltanschaulichen Grenzen hinweg zu einer Konvergenz der Meinungen aus unterschiedlichen Standorten kommen kann, dass man sagt: Wir mögen uns vielleicht nicht in allen Argumenten oder in der Gewichtung von Argumenten einig sein, aber uns ist gemeinsam über solche Theoriefamiliengrenzen hinweg wichtig, dass bestimmte Zielorientierungen gegeben sind, dass bestimmte Güterabwägungen in einer bestimmten

Weise getroffen werden und dass vor allen Dingen alle Betroffenen gehört werden und sich einbringen können und niemand ausgeschlossen wird, um, sag ich mal, einen billigen Konsens unter Personen herbeizuführen, die sowieso alle einer Meinung sind. Ich denke, dass so eine Konvergenzorganisation von Diskursen für unsere Beschäftigung mit bioethischen Fragen auch hilfreich sein könnte.

Muna Tatari

Herr Bormann, Sie haben das Thema der öffentlichen Vernunft angesprochen, dass es nach bestimmten Regeln gehen soll, die transparent sein sollen und an die sich auch alle halten.

Nun gibt es im Recht noch mal spezifische Regeln, nach denen man spielt. Mich würde jetzt Ihre verfassungsrechtliche Perspektive auf das Thema Diskussionen und Diskussionskultur im Kontext von Pluralität interessieren, wenn es um Persönlichkeitsrechte und um Rechte von Meinungsfreiheit geht. Wie blicken Sie darauf?

Stephan Rixen · Verfassungsrecht, Deutscher Ethikrat

Bei der Frage würde ich eine Entscheidung des Verfassungsgerichts starkmachen; ich glaube, das bietet sich hier an. Es gibt eine bekannte Entscheidung von Ende der 1950er Jahre, das ist die Lüth-Entscheidung. Herr Lüth war der Beschwerdeführer, darum heißt sie so. Da sagt das Verfassungsgericht bis heute ganz wesentliche Sätze: Es gibt eine grundsätzliche Vermutung für die Freiheit der Rede in allen Bereichen. Das ist ein wichtiger Satz: grundsätzliche Vermutung für die Freiheit der Rede in allen Bereichen.

Dann erklärt es das und sagt: Die ständige geistige Auseinandersetzung, der Kampf der Meinungen (auch das sagt es) ist das Lebenselement einer freien Gesellschaft. Ich glaube, das ist ein wichtiger Ansatzpunkt.

Dann sagen sie eher (wie kluge Richterinnen und Richter das tun), was nicht geht in so einem Diskurs, das heißt: Verletzungen der Menschenwürde, indem ich Leute rassistisch oder sexistisch beleidige, oder Schmähkritik, indem ich sie übelst beschimpfe oder dergleichen. Im Übrigen sagen sie: Sonst muss man abwägen, Persönlichkeitschutz. Je sachbezogener das ist, desto eher ist das möglich mit der Meinungsäußerung. Je persönlicher, abwertender das wird, ist es eher nicht zulässig.

Und sie sagen bis heute, vor wenigen Wochen in einer wichtigen Entscheidung einen Satz, wo ich dachte: Oh, das ist doch sehr deutlich. Wenn es um Kritik an staatlichen Einrichtungen geht, sagt das Verfassungsgericht jüngst in Fortsetzung dieser langen Argumentationslinie: Die Zulässigkeit von Kritik am System ist Teil des Grundrechtsstaates. Das ist eine sehr ungewöhnliche Formulierung.

Das sind also ein paar Marken, die vor allen Dingen umreißen, was nicht geht, und ein paar Orientierungspunkte geben, was grundsätzlich geht. Aber das Entscheidende sagt das Verfassungsgericht nicht: nämlich wie diese ständige geistige Auseinandersetzung organisiert wird, was da eigentlich eingebracht werden muss.

Letztlich verstehe ich das Verfassungsgericht so: Es hat eine Vorstellung davon, wie man ein Forum öffentlicher Vernunft organisiert, sagt aber nur ein paar Dinge, die man nicht machen kann, gibt ein paar Orientierungspunkte, aber lässt Gestaltungsraum.

Ich denke, die sechs Punkte, die wir hier gehört haben, könnten eine Einladung sein zu fragen, wie in unserem Feld der Reproduktionsmedizin diese ständige geistige Auseinandersetzung aussehen kann, die (das ist ja die Unterstellung) zu etwas führt und die Diskussion voranbringt. Sie haben

von regelbasiertem Dialog gesprochen, der empathisch geführt wird, der multiperspektivisch geführt wird, der wissenschaftlich geführt wird und der von Vertrauen geprägt ist. Ich denke, das könnte so eine Verbindung sein, das, was das Verfassungsgericht hier skizziert, mit Leben zu erfüllen, wie eine ständige, lebendige geistige Auseinandersetzung gelingt, indem man über solche bereichsspezifischen, etwa auf das Thema Reproduktionsmedizin bezogenen Regeln nachdenkt, um einen klugen Dialog zu führen, der hoffentlich auch zu mehr Erkenntnis und besserer Einsicht führt.

Muna Tatari

Ich greife einen Satz von dem, was Sie gesagt haben, auf: Wie organisiert man diese Auseinandersetzung? Frau Buyx, ich könnte Sie in vielfältiger Expertise anfragen, frage Sie jetzt aber als Vorsitzende des Deutschen Ethikrates an. Wie wird das in diesem Gremium praktisch gemacht? Was sind Ihre Erfahrungen in einem polarisierten Diskurs? Als Vorsitzende des Ethikrates sind Sie stark in den Wissenstransfer in die Öffentlichkeit involviert. Was für Erfahrungen bringen Sie da mit? Wie geht man mit Dissensen um und wie haben Sie es bei der Polarität, die hier schon angeklungen ist, konkret geschafft, ihn so zum Arbeiten zu bringen, dass viele Publikationen entstanden sind?

Alena Buyx · Vorsitzende des Deutschen Ethikrates

Vielen Dank für die Frage. Da möchte ich Steffen Augsberg zitieren und mich auf Vertraulichkeit berufen, was das anbelangt. Aber ich sage gern einiges anderes dazu.

Ich glaube, es ist klar geworden, dass der Ethikrat in den letzten Jahren eine Doppelrolle hat, vielleicht deutlicher als früher. Unsere zweite gesetz-

liche Aufgabe im Ethikratgesetz ist es, Orientierung zu bieten, insbesondere der Politik Beratung bieten. Ich bin Herrn Hurrelmanns sechs Punkte durchgegangen und würde jedenfalls die ersten vier für uns aufrufen; die würde ich weitgehend für uns reklamieren wollen, also Wissenschaftlichkeit und was Sie alles aufgezählt haben.

Insbesondere ging und geht es uns um diskursive Transparenz. Mein Vorgänger Peter Dabrock hat immer gesagt: Wir leisten vor allem eine Analyse und letztlich auch Bewertung von Orientierungskriterien. Wir schauen uns also die rechtlichen und ethischen Prinzipien, Normen und Regeln an und analysieren sie und die Argumente, die sich daraus ableiten lassen. Das heißt, Sie finden in sehr viel Arbeit des Ethikrates Pro und Contra, und zwar insbesondere dann, wenn es besonders kontrovers wird. Wenn sich also die Polarität am meisten anböte, blättern wir die transparent auf.

Da rufe ich jetzt bewusst eine der kontroversesten Publikationen auf, die wir je gemacht haben: Das war die zur allgemeinen Impfpflicht. Sie besteht zu einem großen Teil aus Argumenten dafür und aus Argumenten dagegen. Das meine ich mit argumentativer Transparenz, dass man offenlegt: Es gibt unterschiedliche Positionen, die begründbar sind. Hier ist die Handreichung, schaut euch das an, schaut euch die Argumente an, und dann kommen am Ende Voten. Aber auf dem Weg dahin geht es eigentlich nur darum, offenzulegen, welche Argumente und Prinzipien in so einer kontroversen ethischen Debatte aufgerufen werden können. Und noch mal: Ich bin verhalten optimistisch, dass wir sagen können, da haben wir durchaus das eine oder andere geboten.

Dann gibt es die zweite Rolle, und das ist etwas, worüber wir noch nicht so viel gesprochen haben, obwohl es eigentlich der Elefant im Raum ist (lieber Hurrelmann, da blicke ich jetzt zu Ihnen). Das

ist unsere erste gesetzliche Aufgabe: die Information und Förderung von ethischen Debatten in der Öffentlichkeit. Das war eine komplexe Aufgabe unter außergewöhnlichen Umständen. Die meisten Ratsmitglieder haben öffentliche Kommunikation in durchaus intensiven Zeiten betrieben, und da kommen die letzten beiden, die persönlicheren Kriterien oder Dimensionen ins Spiel, die Sie angesprochen haben: das Empathische, natürlich auch das Vertrauensvolle, aber auf das eigene Leben Beziehbare. Das tritt dann hinzu. Das ist nicht unbedingt etwas, was wir in unseren Arbeiten drin haben. Wenn Sie sich unsere Stellungnahmen und Veröffentlichungen angucken: Die gehen von sechs bis 400 Seiten; da ist nicht alles individualisierbar.

Das ist also die Übersetzungsleistung, und die ist sehr herausfordernd. Da besprechen wir kontroverse, nuancierte Themen in einer (bitte nicht missverstehen als eine plumpe Medienkritik) Aufmerksamkeitsökonomie und versuchen sechs Kriterien in einer Überschrift, einem 20-Sekunden-O-Ton oder anderthalb Minuten in einer Talkshow unterzubringen. Das ist die Quadratur des Kreises, und ich sage das mit tiefer Demut der Erfahrung: Das gelingt mal besser und mal schlechter.

Als ich Ihnen zugehört habe, Herr Hurrelmann, habe ich die ganze Zeit gedacht: Um Himmels willen, wie kriegt man das hin, wenn wir das auf unser heutiges Thema beziehen? Wir haben, wie ich finde, auf eine sehr respektvolle, zugewandte Art über so schwierige kontroverse Fragen gesprochen, die in dieser pointierten Verkürzung hinzukriegen fast unmöglich ist. Das ist aus meiner Sicht das ungelöste Problem, wenn wir diesen diskursiven Raum aufspannen wollen, den wir als Gesellschaft brauchen, um in den Grenzen, die uns beispielsweise das Verfassungsrecht gegeben hat, auszuloten: Was sind die Positionen, die es

gibt? Was ist der Pluralismus, den wir haben? Wie können wir immer noch in den Korridor der Gemeinsamkeit kommen? Das ist so eine Kurzformel, die wir für unsere Arbeit gern verwendet haben.

Ich bin da ganz offen: Darauf habe ich bisher keine Antwort gefunden. Ich glaube, das ist etwas, was man in tiefer Interdisziplinarität machen muss, aber da müssen Medienschaffende dazukommen. Da müssen wir uns stärker die Hand reichen. Das kann nicht nur ein Senderthema sein, das muss auch ein Empfänger- und auch ein Überträgerthema sein. Ich glaube, da haben wir als Gesellschaft gerade in den heißeren Phasen, in denen wir jetzt sind, in denen Debatten auch mal hitziger und ein bisschen polarisierter werden (das kann man ja messen), ein dickes Brett zu bohren.

Muna Tatari

Wir versuchen das ein bisschen weiterzuführen, und zwar mit einer kleinen Tiefenbohrung. Herr Hurrelmann, wenn es darum geht, den Diskursraum aufzuspannen und Sie jetzt von Gesundheitskommunikation gesprochen haben, was wäre aus Ihrer Sicht von den sechs Punkten und Perspektiven, die Sie für wichtig halten, aus der allgemeinen Gesundheitskommunikation übertragbar auf die Diskussion um die Reproduktionsmedizin? Gibt es da Übertragungsmöglichkeiten? Wenn ja, welche? Und wo sehen Sie möglicherweise Schwierigkeiten?

Klaus Hurrelmann · Gesundheitskommunikation/Public Health und Bildung, Hertie School, Berlin

Ich dachte, das hätte ich beantwortet [lacht]. Da würde ich tatsächlich die sechs Punkte nehmen und sie mir einzeln anschauen und sagen, die wären es, die ich aus meiner Perspektive auf diese Thematik übertragen würde, wo wir auch einige Erfahrungen aus anderen strittigen, ethisch

schwer einschätzbaren gesundheitlichen Bereichen haben, die wir hier rüberziehen können.

Es geht wirklich vom Ersten bis zum Sechsten. Die persönliche Betroffenheit anzuerkennen ist bei allem, was mit Reproduktionsmedizin zu tun hat, besonders wichtig, und sie dennoch einzubetten in den strittigen Diskurs und in die Wissenschaftsbasiertheit. Natürlich ist das die Quadratur des Kreises, das ist klar, und in der öffentlichen Diskussion heute mit Kommunikationsstrukturen von digitalen Plattformen, die nicht mehr nach Wahrheit und Falschheit gehen, sondern die ihre Informationen nach ganz anderen Kriterien auswählen und völlig andere Geschäftsmodelle und andere Logarithmen haben, als sie für Wissenstransfer von Bedeutung sind, ist das vielleicht strukturell teilweise auch gar nicht möglich. Das könnte ich mir auch vorstellen, dass das zurzeit nicht geht.

Muna Tatari

Mein Eindruck ist: Je existenzieller ein Thema empfunden ist, desto stärker müssen alle der Punkte, die Sie aufgeführt haben, in besonderer Expertise zum Tragen kommen.

Eine Frage möchte ich an alle vier auf dem Podium stellen: Was für Lösungsmöglichkeiten sehen Sie, damit es zu einem konstruktiven Austausch kommt, Polarisierung zurückzudrängen? Gibt es Modelle, die Sie da präferieren, wo Sie sagen, das scheint mir ein gangbarer Weg zu sein? Aber ich möchte Sie auch nach Ihrer praktischen Erfahrung fragen. Sie sind in vielen verschiedenen Gremien unterwegs, Sie sind Lehrende, Sie haben mit Studierenden zu tun. Also einmal, was Sie theoretisch für erfolgreich und stark halten, aber auch aus Ihrer persönlichen Erfahrung heraus.

Franz-Josef Bormann

Ich möchte ein Problem benennen, das häufig auftritt, wenn Akademiker miteinander diskutieren. Dann sollte eigentlich das Ziel sein, dass dabei mehr als nur die Rationalisierung, und zwar die intelligente Rationalisierung der eigenen Vorurteile herauskommt. Es ist sehr schwierig, das zu erreichen. Das ist aber die permanente Aufgabe. Deshalb ist der erste Punkt, den Herr Hurrelmann genannt hat, sehr wichtig, also eine Wissenschaftsbasierung auch in Sinne einer wissenschaftstheoretisch reflektierten Form der Abwägung bestimmter Informationsbestände usw. Ich glaube, das ist die originäre Aufgabe der Wissenschaft, gerade angesichts der nicht auf Wissensproduktion ausgerichteten anderen Kommunikationsformate, insbesondere in sozialen Medien. Das müssen wir ernst nehmen, und von daher ist es eine wichtige Aufgabe, die Alena Buyx eben angesprochen hat: Diskurse und Argumentationslandschaften von Diskursen zu strukturieren, aufzuarbeiten, Gewichtungen von bestimmten Argumentationsgruppen vorzunehmen. Das tut der Ethikrat auch. Auch dann ist es hilfreich, wenn am Ende – noch mal – kein Konsens steht, sondern der Dissens irgendwie bleibt. Das hat schon eine originär aufklärerische Dimension.

Noch schöner ist es natürlich, wenn man es schafft, trotz unterschiedlicher Ausgangspunkte und im Wissen um die Multiperspektivik und die Multidisziplinarität in Gremien am Ende trotzdem einen Korridor zu finden, der auch der Politik hilfreich eine Orientierung gibt und sagt: Bitte eher in die Richtung oder so und nicht so. Das wäre schon die Aufgabe. Nur zu sagen: Die einen sagen so und die anderen sagen so, ist sicherlich auch für die Politik nicht befriedigend.

Muna Tatari

Das Wort gebe ich an Alena Buyx: Polarisierung zurückdrängen, welche Griffe kann man da nehmen?

Alena Buyx

Das würde ich mich nie trauen zu beantworten, aber ich will zwei Dinge sagen. Ich will auf diese Frage aus der Praxis antworten. Denn auf die Frage eben, was würde man aus der eigenen praktischen Erfahrung anders oder überhaupt machen, würde ich sagen: Ich würde die roten Kleider nicht mehr tragen. Das ist ein Scherz, aber damit meine ich etwas Ernsthaftes. Eine große Herausforderung, die wir sehen, ist die Personalisierung von Kommunikation. Die hat etwas sehr Problematisches, weil (Franz-Josef Bormann hat es gerade unterstrichen und Herr Hurrelmann eben auch) die in den neuen Kommunikationslogiken der sozialen Medien natürlich knallt wie Tier, das wissen wir alle. Verzeihung für diese flapsige Ausdrucksweise, aber die befördert etwas, und zwar eine Verengung. Das erlaube ich mir zu sagen, weil ich es oft selbst erlebt habe. Natürlich habe ich es auch befördert, weil ich nun mal die Vorsitzende war. Das ist meine Rolle, also stelle ich mich vor die Kamera. Aber dann verschwindet häufiger mal das Argument oder der Gehalt hinter der Person. Das lässt sich kaum vermeiden. Der Scherz über meine roten Kleider mal beiseite; dann ist es halt die Brille, das Jackett oder was auch immer. Diese Personalisierung ist eine Herausforderung.

Ich möchte jetzt etwas über die viel gescholtene Kommission zur reproduktiven Autonomie sagen. Transparenzhinweis: Wir haben in dieser Kommission ein Ratsmitglied und zwei ehemalige Ratsmitglieder gehabt: eine ehemalige Vorsitzende, meine Vorgängerin Christiane Wopen, und Claudia Wiesemann, ehemaliges Vor-

standsmitglied. Das ist ein völlig anderes Gremium, aber der Ethikrat hat da ein bisschen seine Finger im Spiel gehabt. Ich finde, dass es dieser Kommission – und das ist der zweite Punkt. Herr Hurrelmann hat gesagt: Vielleicht geht es gar nicht. Ich glaube, das stimmt zum Teil. Manchmal geht es wirklich nicht. Es gibt bestimmte Ecken, in denen man es wahrscheinlich einfach aufgeben muss. Da muss man mit anderen Dingen ran, da kann man nicht mehr die sechs Punkte der Kommunikation umsetzen.

Ich glaube, wir Akademikerinnen und Akademiker (wenn ich da mal für die Ratsmitglieder sprechen darf, die das alle sind) tun uns da besonders schwer. Da muss man vielleicht ganz neue Strategien lernen.

Aber eines hat die Kommission, wie ich finde, sehr klug gemacht: Wir haben natürlich Hunderte von Anfragen gekriegt, ob wir das kommentieren wollen, und haben strikt gesagt: Sicher nicht; völlig ungehörig, dass das eine Gremium das andere kommentiert. Aber die haben kommunikativ etwas Spannendes gemacht: Die haben zwar eine Bundespressekonferenz gemacht, da standen dann auch einzelne Personen, aber ansonsten waren die extrem zurückhaltend, was Interviews und Personalisierungen anbelangt. Es gibt ganz wenige Interviews von Mitgliedern. Die haben eine sehr zurückhaltende Strategie gehabt und sich darauf verlassen, dass das Ding sowieso zieht und viel Aufmerksamkeit erfährt. Das *hat* es auch, und es ist völlig offen, ob das gelungen ist. Aber meine Vermutung wäre: Diese Zurückhaltung mit Blick auf: Wir stellen uns vor die Kameras, geben Interviews usw., hat dazu geführt, dass mehr von dem Gehalt in der Öffentlichkeit angekommen ist.

Das ist natürlich bitter. Nach vier Jahren Ethikratsvorsitz, in denen ich mich vor jede zweite Kamera gestellt habe, ist das eine interessante Schlussfolgerung. Aber man soll ja immer weiter

lernen, und man lernt durch Erfahrungen. Das ist in der Tat etwas, was ich mich erst in letzter Zeit, in diesen manchmal auch toxischeren Diskussionen gefragt habe, ob das ein Weg sein kann: stärker weg von Personen hin zu Institutionen beziehungsweise hin zu Themen und Gehalt. Das ist eine offene Frage, die für den nächsten Ethikrat sehr spannend sein wird, auch wie der Ethikrat damit umgeht. Aber das könnte ein Weg sein.

Muna Tatari

Polarität zu bändigen, zurückzudrängen, vielleicht geht das manchmal nicht, aber manchmal vielleicht doch. Haben Sie Lösungsperspektiven in Bezug auf diese Situationsbeschreibung?

Stephan Rixen

Die habe ich nicht, aber es gibt zwei Überlegungen, die mich schon länger beschäftigen. Das eine: Es gibt eine Reihe Theologen hier. „Fürchtet euch nicht“, das ist für mich so eine Metapher dafür, was sich auch teilweise in den sechs Punkten widerspiegelt: keine Angst zu haben, seine Position angemessen und empathisch zu vertreten und auch die eigene Person einzubringen, aber möglichst einladend. Im Ethikrat ist das – Schweigerecht oder Schweigepflicht hin oder her – nicht immer optimal gelaufen, aber es ist im Grunde schon gelungen, auszuhalten, dass das Gegenüber nicht immer die eigene Meinung teilt oder nur in Punkten. Manchmal gibt es Überlappungen. Ich glaube, dieses Konvergenzerlebnis, von dem Sie gesprochen haben, das haben wir immer wieder gehabt. Aber das setzt voraus, dass ich nicht immer schon taktisch überlege: Kann ich das jetzt sagen? Sondern ich glaube: Doch, sag's. Bring es aber so ein, dass die anderen sich eingeladen fühlen und nicht das Gefühl haben, sie kriegen das nur präsentiert nach dem Motto: Jetzt akzeptierst du das und dann ist es vorbei. Das funktioniert natürlich nicht. Das ist also, keine Angst davor zu

haben, sich nicht zu fürchten, eine Meinung zu vertreten.

Bei dem anderen weiß ich nicht, wie stark da der Konsens im Rat ist oder auch außerhalb des Rates, auch unter Ihnen. Ich merke zunehmend, dass ich den Wunsch habe, dass akzeptiert wird, dass ich zu etwas noch keine abschließende Meinung habe, dass ich noch auf der Suche bin, dass ich Dinge einfach noch verstehen möchte und dass ich diesen Bekenntniszwang eingestehen darf: Wofür stehst du? Nein, es geht darum mit Vorläufigkeit produktiv umzugehen und nicht dauernd gezwungen zu werden.

Ich habe bei allen schwierigen Rahmenbedingungen, die medial und auch sonst da sind, die Hoffnung, dass natürlich nicht allein durch individuelle Willensanstrengung, aber doch auch, indem wir sagen: Ich verweigere mich diesem Bekenntniszwang, ich möchte weiter nachdenken und habe dazu noch keine abschließende Meinung, dass dieses Prozesshafte mehr Anerkennung findet. Je mehr wir das wirklich leben, kann das vielleicht ein kleines Element, nicht das Wundermittelchen sein, um diese gefühlten oder tatsächlichen Gräben ein bisschen zuzuschütten.

Muna Tatari

Es gibt das inzwischen sogar auf Kaffeekassen: „Stay calm and tell the truth“. Sie haben eine Ergänzung, Herr Bormann.

Franz-Josef Bormann

Mich hat das, was Herr Rixen gesagt hat, motiviert, noch mal ins Spiel zu bringen: Wir haben das an einzelnen Beispielen ja gemacht. Als wir uns mit dem Thema Suizidalität beschäftigt haben, hatten wir am Anfang sehr kontroverse Beiträge, wo wir wussten, dass die aus verschiedenen Perspektiven kommen und sehr unterschiedlich ausfallen. Die haben wir einfach aufeinandertreffen lassen, um uns davon irgendwie berühren zu

lassen. Bei der Frage Organspende haben wir das auch mal gemacht mit Pro und Contra usw.

Ich persönlich habe das als besonders geglückte Kommunikationselemente in Erinnerung, auch wenn man vielleicht schon eine gewisse Disposition hat, sich in die eine oder andere Richtung bewegen zu wollen, aber noch mal aufmerksam zu hören, welche Argumente wie von einer anderen Person, einem anderen Ratsmitglied gewichtet werden und warum das so ist. Oftmals stehen ja auch in der eigenen Erfahrungswelt, der eigenen Lebenswelt bestimmte Dinge oder es stehen historische Erfahrungen im Hintergrund. Und diese Dinge in eine sehr komplexe Abwägung einfließen zu lassen, also das Unrecht vergangener Zeiten durchaus als solches zu benennen und vielleicht trotzdem zu sagen, dass das nur ein Element sein kann im Blick auf die gegenwartsbezogenen Entscheidungen, die wir treffen müssen, aber es eben wertzuschätzen und zu hören, ist für die Kommunikationskultur sehr wichtig.

Diskussion mit dem Publikum

Muna Tatari

Mit dem Stichwort Diskussionskultur, Debattenkultur gebe ich jetzt das Wort an Sie. Sie haben die Möglichkeit, nun Fragen zu stellen, hier im Raum und über Slido.

Heribert Kentenich

Mein Name ist Heribert Kentenich, ich bin Frauenarzt, Psychotherapeut und Reproduktionsmediziner und hätte eine Frage zur Verbindung von dem ersten und zweiten Teil.

Wir sind hier bei einer Veranstaltung beim Deutschen Ethikrat und vielleicht sollte man auch mal gucken, wie es andere Länder regeln. Für mich ist es ein positives Beispiel, wie es die Briten geregelt haben. Die haben in den Achtzigerjahren ein

Gesetz geschaffen, das die ganze Reproduktionsmedizin regelt, inklusive ethischer Fragen, Qualitätsfragen und wissenschaftlicher Fragen. Die konnten sehr schnell reagieren und haben eine bessere Qualitätskontrolle als in Deutschland, indem sie den Zentren vorgeben, wo Qualitätsstandards sind. Das können wir in Deutschland in dieser Form nicht.

Sie haben auch die Möglichkeit, die Wissenschaft zeitnah zu regeln. Sie wissen, was Sie in England an Forschung an Embryonen machen können und was nicht. Dieses System hat eine andere Rechtskultur und eine andere Diskussionskultur, und die Diskussionskultur in England ist beispielsweise auch gut aufgrund dieses Gesetzes. Wenn die Veränderungen machen, dann wird die öffentliche Diskussion, also nicht nur Unterhaus, Oberhaus, sondern die Öffentlichkeit wird einbezogen mit dem Delphi-Verfahren, wo sich jeder äußern kann, zum Beispiel wie lange Embryonen beforstet werden dürften oder auch nicht.

Die Frage an Sie, und das geht über den Deutschen Ethikrat hinaus, weil das eine Grundlage in der Rechtskultur in Deutschland und in der Diskussionskultur hat. Aber was kann man machen in Deutschland, dass auf der einen Seite – Zielvorgabe der Ethik ist nicht, schnell zu sein, aber Zielvorgabe der Ethik ist auch nicht, langsam zu sein. Wissenschaft hat aber die Zielvorgabe, schnell zu sein. Welche Strukturen, Veränderungen der Strukturen und welche Möglichkeiten haben wir, auf die sich schnell verändernde Wissenschaft und Forschung zu reagieren, ohne dass wir uns nur auf Langsamkeit oder nur auf Schnelligkeit orientieren?

Stephan Rixen

Die Frage spricht mich an, weil ich mich vor einigen Jahren mal mit der britischen Rechtslage und auch der Umsetzung beschäftigt habe und dann

gesagt habe, ich fände es sehr gut, wenn man diesem Modell auch folgt oder es nicht völlig verhallt, weil die Diskussionslage hier in Deutschland wirklich eine andere ist. Das hat verschiedene Gründe. Das hat einerseits damit zu tun, dass wir hier in Deutschland sehr stark Debatten um den Status des Embryos führen, die viele Schlagseiten haben (Frau Graumann hat das eben schon benannt) und vielleicht auch den Blick auf manche Dinge verstellen.

In Großbritannien ist das anders, die Debatte wird jedenfalls grundsätzlich anders geführt. Sie wird stärker entwicklungsoffen, prozeduraler geführt: Welche Verfahren kann man haben, dass auch Veränderungen schnell unter Beteiligung der Zivilgesellschaft und nicht nur von Wissenschaft geführt werden? Das ist ein anderer Zugang, auch mit ethisch aufgeladenen Themen umzugehen. Der ist mir sehr sympathisch, weil er etwas pragmatischer an die Dinge herangeht und doch – bei allem Respekt für grundlegende auch theologisch-ethische Fragen – sehr zurückhaltend mit Wahrheitsfragen umgeht.

Ich glaube, es ist eine schwierige Aufgabe, in Deutschland die Diskurslandschaft zu verändern, weil wir doch sehr starke, und das heißt vor allen Dingen verlangsamende ethische Debatten führen, die sehr grundsätzlich führen und uns ein etwas pragmatischerer Umgang mit vielen Fragen nicht so vertraut ist.

Ich habe aber den Eindruck, dass das auch aus dem Bereich der Wissenschaft, und da meine ich jetzt Naturwissenschaft, immer wieder eingefordert wird, und ich finde die Perspektive, die Sie benennen, auch wichtig, also wie bringen wir den Bedarf an neuer Wissenschaft, an neuen Technologien, in ein vernünftiges Verhältnis zu den verlangsamenden Effekten einer sehr grundsätzlichen ethischen Debatte? Die wird zu wenig geführt, und so verstehe ich Ihre Frage als Appell

(auch Stichwort Sichtbarmachen: Wer ist eigentlich an den Diskursen beteiligt?), stärker die Frage zu thematisieren: Innovation von Wissenschaft, Schnelligkeit von Wissenschaft, Innovation umzusetzen auch in Gesundheitssystemen, dass das endlich stärker passieren muss, als es bislang geschieht.

Alena Buyx

Da kann ich gut anschließen. Ich teile auch die grundsätzliche Sympathie der englischen Debatte gegenüber, full disclosure. Ich habe da jahrelang gelebt und gearbeitet, unter anderem für den englischen Ethikrat (also das Äquivalent; das ist ja nicht die gleiche Struktur), das Nuffield Council on Bioethics. Die arbeiten sehr eng mit der HFEA [Human Fertilisation and Embryology Authority] zusammen, also der zuständigen Institution, die Sie genannt haben, die sich mit den reproduktionsmedizinischen Fragen beschäftigt. Deswegen kann ich bestätigen und auch mit der gleichen Sympathie bekräftigen, wie Stephan Rixen das gesagt hat – aber einen Satz noch vorweg:

In England werden diese Diskussionen fast nie unter dem Rückgriff auf den Begriff der Menschenwürde geführt. Das muss man sich klarmachen. Das ist in Deutschland verfassungsrechtlich und weit über das Verfassungsrecht hinaus eine wichtige Bezugsgröße. Das verändert die Debatte in meiner Wahrnehmung komplett. Das kommen wir auch nicht raus. Da beginnt – in England ist der Status des Embryos anders, sowohl rechtlich als auch praktisch. Es beginnt mit der Nidation. Das ist bei uns anders. Das ist eine grundsätzliche Frage.

Aber zum Praktischen zwei Dinge: Das eine, was denen wahnsinnig geholfen hat in der Einrichtung dieser Institution (und das wäre etwas, was wir in Deutschland noch optimieren könnten), ist, dass die zuständigen Fachgesellschaften und die wis-

senschaftlichen Akademien stark einbezogen waren und da auch einen Tackel flatter waren. Man könnte sich auch bei uns vorstellen, dass es so kleine Taskforces oder was auch immer gibt, also dass sich diese wissenschaftsinternen Organisationen auch in der Selbstorganisation ein bisschen besser aufstellen, in eine beratende Funktion zu kommen. Ich weiß, dass das Herausforderungen hat. Das haben wir auch gesehen. Aber es ist ein enormes Reservoir an Wissen, das es in Deutschland gibt. Franz-Josef [Bormann] hatte von der Strukturierung gesprochen. Da kann man noch was machen, da könnte man noch was bauen.

Zweitens: Ich träume von so etwas wie einer wissenschaftlichen Reserve (das muss gar nicht national organisiert sein, das könnte man sich auch zum Beispiel bei der WHO aufgehängt vorstellen), sodass man einen großen Kreis – sehr plural, sehr viele Disziplinen, sehr viele Perspektiven von Menschen – hat, die kurzfristig mal zusammenkommen könnten, um beratend tätig zu werden, wenn es beispielsweise – darüber haben wir heute noch nicht gesprochen, aber es gibt lauter spannende Fragen im Bereich von Reproduktionsmedizin zu den embryoiden Strukturen, die da geschaffen werden. Die Frage des Status des Embryo ist nicht ausdiskutiert, weil wir da aus zum Teil reprogrammierten Stammzellen entwickelte embryoiden Strukturen haben werden und schon haben, die uns neu herausfordern.

Das ist so eine schnelle wissenschaftliche Entwicklung, da hätte auch ein Ethikrat Schwierigkeiten, das schnell und zackig zu bearbeiten. Ich würde uns das zutrauen, aber dass man da noch mal drüber nachdenkt, ob es weitere neue Strukturen geben könnte, die da Hilfestellung leisten können, die sich auch aus der aktiven Wissenschaft rekrutieren könnten. Ich sage das mit vielen Konjunktiven und das soll hier nicht als ein Vorschlag falsch verstanden werden, aber ich glaube,

da gibt es noch Möglichkeiten, dass wir da ein bisschen schneller und vielleicht sogar ein bisschen pragmatischer werden.

Publikumsanwalt: Stephan Kruip · Deutscher Ethikrat

Vielen Dank für die lebhaftige Beteiligung und die Fragen, die Sie eingereicht haben. Was sehr häufig angesprochen wurde, ist die Rolle der Geschlechter im Diskurs in der Reproduktionsmedizin. Um es auf den Punkt zu bringen: Warum dürfen die Männer mitreden? Das passt ganz gut, weil wir drei Männer auf dem Podium haben und, neben der Moderatorin, eine Frau. Also warum dürfen Männer mitreden und sogar eine Frage wie die nach den Regeln eines Schwangerschaftsabbruchs mehrheitlich, zum Beispiel im Bundestag, entscheiden, wo sie sich die Situation doch nie hundertprozentig werden persönlich vorstellen können? Sollte man in die Diskussion einbeziehen, dass Männer vielleicht Angst haben könnten, die Kontrolle zu verlieren? Ist es nicht so, dass das Selbstbestimmungsrecht sofort durchgesetzt wäre, wenn die Männer die Kinder austragen würden?

Franz-Josef Bormann

Da kann man nur verlieren, wenn man jetzt versucht zu antworten. [Lachen] Eine banale Antwort ist natürlich, dass ich aus ethischen, aber auch aus sozialwissenschaftlichen Gründen dringend davor warnen würde, komplexe Phänomene wie die der Schwangerschaft oder des Umgangs mit schwangerschaftsbezogenen Konflikten konzeptionell nur noch als Frauenthema zu inszenieren. Ich glaube, alles, was wir in den letzten Jahren über Autonomie usw. gelernt haben, deutet eher in die Richtung einer Weitung in Richtung vielfältiger Relationalität. Es ist fast zu banal, um es auszusprechen, dass auch Männer als Kindsväter involviert sind, wenn es um Schwangerschaftsprobleme geht usw. Natürlich ist das Netz viel komplexer, und in dieses Netz sind natürlich

Männer mit ihren teilweise asymmetrischen Machtpositionen involviert, das ist keine Frage. Aber ich würde sie ungern aus der Verantwortung entlassen.

Lisa Singer

Mein Name ist Lisa Singer. Im Ehrenamt bin ich Vizepräsidentin vom Katholischen Deutschen Frauenbund. Im Hauptamt bin ich politische Referentin beim SPD-Parteivorstand.

Ich kann das alles sehr gut hören, was Sie sagen, und kann eigentlich überall mitgehen. Trotzdem glaube ich, in der Erfahrung aus diesen zwei Rollen ist es naiv zu meinen, dass beispielsweise im nächsten Kalenderjahr die Diskussion um die Reproduktionsthemen so gesittet, so wissenschaftsbasiert, so freundlich, so vernünftig ablaufen wird, wie wir es heute hier erleben. Ich schätze das sehr, aber ich glaube, es ist weit von der Realität entfernt.

Sie waren ja nicht oder zumindest nicht alle als Deutscher Ethikrat in der Kommission. Wenn ich Sie jetzt frage, wie Ihre Empfehlung lauten würde, vor allen Dingen zu dem politischen Apparat, also vorpolitisch und politisch, wie wünschen Sie sich die Debatte ganz konkret, so in den nächsten eineinhalb Jahren, sollte sie noch stattfinden in dieser Legislatur?

Franz-Josef Bormann

Ich habe ja angedeutet, dass ich im Blick auf diese Kommissionsarbeit, im Blick auf das Prozedere sehr kritisch eingestellt war. Meine Vorbehalte fangen schon bei der Besetzung dieser Kommission an. Da fehlt mir die Ausgewogenheit der Positionen. Das heißt ins Positive gewendet: Ich würde mir wünschen, dass wir zu einer etwas faireren, inklusiveren und auch partizipativeren Form der Kommissions- oder Diskussionsreflexionsarbeit kommen. Mir ist klar, dass das ein

Thema ist, das selbst unter bundesrepublikanischen Bedingungen nicht mit großem Gleichmut, sondern mit viel Emotionalität geführt wird. Es geht hier um sehr grundsätzliche Fragen, nicht nur des Rechts, nicht nur der Rechtskultur, sondern auch der Ethik: Wie gehen wir mit dem Leben eines Menschen um? Von daher wünsche ich mir diesbezüglich einen wirklich offenen Diskurs, in dem die ganze Bandbreite der mit dem Medium der Vernunft zu befindenden Argumentationsfiguren und Positionen vorkommt. Ich wünsche mir keinen von vornherein auf Einseitigkeit ausgerichteten Umgang mit diesem Thema. Und das ist eben mein Hauptvorwurf, den ich an diese Kommission richten würde.

Stephan Rixen

Ich glaube, es geht nicht so sehr um Vorwürfe, sondern um die Frage, wie man sich jetzt zu diesen Vorschlägen verhält und ob es gelingt, mit denjenigen, die diese Vorschläge entwickelt haben, ins Gespräch zu kommen. Das finde ich nicht naiv, sondern das hat was mit einem Dialog zu tun. Es hat was mit Empathie zu tun. Es hat was mit Vertrauen zu tun. Es hat was mit Multiperspektivität zu tun, es hat was mit Wissenschaftlichkeit zu tun, diese Kommission und diejenigen, die diesen Bericht geschrieben haben, ernst zu nehmen. Ich glaube, es wäre nötig (das kann der Ethikrat sein, das können andere Gremien sein), jetzt das Gespräch zu suchen. Ich kenne nicht alle, aber ich kenne manche aus dem wissenschaftlichen Diskurs; da bin ich sicher, dass diejenigen, die dort diesen Bericht verantworten, auch das Gespräch suchen werden.

Mein Eindruck ist, und das sage ich jetzt als Jurist, der es wie die anderen Juristen im Ethikrat nicht immer einfach hatte [Lachen]: Ich finde den Bericht zu juristisch. Vieles kommt da nicht vor. Wenn ich jetzt mal in Richtung Sigrid Graumann schaue, die ja selbst mitgewirkt hat; wir haben

noch nicht darüber geredet, aber ich hätte mir einen multiperspektivischeren Blick auf das gesamte Thema gewünscht. Die juristische Perspektive ist jedenfalls sehr stark. Als Jurist habe ich nichts dagegen, die Welt durch diesen Blickwinkel zu sehen, aber es ist eben nicht der einzige. Ich würde mir wünschen, das noch hinreichend durch andere Perspektiven zu ergänzen.

Aber nochmals: Veränderung geschieht nur, indem man sie macht, indem man anfängt. Und da wäre ich jetzt anderer Meinung als Sie [dreht sich zu Franz-Josef Bormann], ich würde sagen: Ja, die Kommission gibt es, die hat einen Bericht vorgelegt, okay. Jetzt lasst uns in das Gespräch eintreten, lasst uns diskutieren. Ich würde mich da nicht abgrenzen, sondern sagen: Wie können wir jetzt versuchen, über die Themen ins Gespräch zu kommen?

Gut, das ist eine Standpunktfrage, ob es naiv ist, darauf zu hoffen, dass Annäherung, Überlappung, Konvergenz geschieht. Das wird man sehen. Vielleicht ist es ja möglich, dass plötzlich wechselseitig Nachdenkprozesse in Gang kommen. Das haben wir im Ethikrat häufig erlebt, und ich würde gar nicht ausschließen, dass das auch im Gespräch mit dieser Kommission geschieht.

Stephan Kruij

Meine Rolle ist heute, der Anwalt des Publikums zu sein und nicht der Anwalt des Ethikrates. Deswegen bringe ich jetzt zusammengefasst ein paar kritische Fragen zur Rolle des Ethikrates zur Sprache:

Ist es in einer Demokratie nicht problematisch für die Kommunikation, so hohe Kompetenzen zu verlangen? Führt das nicht zu einer Expertokratie im Gegensatz zu der gewollten demokratischen Teilhabe für alle?

Ist es nicht schon eine Verletzung elementarer ethischer Regeln, wenn eine Institution wie der

Ethikrat ethische Regeln für alle Menschen der Gesellschaft entwickelt?

Ist es nicht ein Risiko bezüglich der drohenden Polarisierung, wenn man auf einer elitären Ebene stecken bleibt?

Wer verantwortet eigentlich die Diversität des Ethikrates? Das ist vielleicht eine Frage an die Vorsitzende.

Alena Buyx

Die erste Frage wollte ich Herrn Hurrelmann lassen, da ist er sicherlich der kompetentere Ansprechpartner. Wir erlassen keine Regeln für die Gesellschaft (das ist mir sehr wichtig zu betonen), sondern wir entwickeln Beratung. Ich hatte zwei unserer gesetzlichen Aufgaben schon erwähnt. Die eine ist, Diskussion zu befördern unter anderem durch solche Formate, wie wir sie hier heute haben, und natürlich auch durch unsere Publikationen.

Die zweite ist die Beratung für die Politik. Wir schreiben nichts für die Gesellschaft. Das ist der ganze erste Teil. Das, was wir schreiben, ist dezidiert für die Politik. Wir sind aufgehängt am Bundestag und schreiben letztlich für dieses Gremium am meisten, und natürlich zum Teil auch auf Bitten zum Beispiel von Ministerinnen und Ministern.

Daran schließt sich direkt die Diversitätsfrage an. Eine heiße Frage, weil sich der Ethikrat gerade in der Vorbereitungsphase der Neukonstituierung befindet und immer wieder umgewälzt wird, wie man ihn diverser aufstellen kann. Das beißt sich ein Stück weit mit der Tatsache, dass wir *noch* ein Expertengremium sind. Und ich hoffe, dass heute Abend klar geworden ist, dass das keine Trivialität ist. Wir verhandeln nämlich keine Meinungen und auch keine Bauchgefühle. Wenn man die sechs Prinzipien von Herrn Hurrelmann auf die schwierigen kontroversen Fragen anwendet, mit

denen wir uns beschäftigen, dann braucht man eine gewisse Expertise (nehmen Sie es mir nicht übel, dass ich das sage; ich weiß, ich setze mich dem Vorwurf des Elitismus aus), und ich finde es richtig, dass der Ethikrat ein Expertengremium ist.

Das bedeutet, er kann nicht ein Abbild der Gesellschaft sein und die Pluralität und Diversität, die wir in der Gesellschaft haben, ordentlich abbilden. Das heißt nicht, dass man sich nicht bei der Zusammensetzung bemühen sollte, innerhalb von Expertinnen und Experten einen breiten Begriff von Expertise zu haben. Stephan, du bist zum Beispiel studierter Physiker und ein Vertreter aus der Selbsthilfe von Patientinnen und Patienten.

Wir haben verschiedene Menschen, die eine gewisse Partizipationsfunktion erfüllen, und es wird darauf geachtet, dass eine Diversität da ist, aber die ist eingeschränkt. Und wenn sich das ändern soll, müsste man die Struktur des Rates ändern. Das liegt nicht in unserer Hand, sondern das liegt in der Hand derjenigen, die ernennen. Damit haben wir nichts zu tun. Deswegen kann ich diejenigen, die damit unzufrieden sind, nur ermuntern, sich an das Parlament zu wenden. Denn die sind diejenigen, die uns ernennen.

Muna Tatari

Herr Hurrelmann, das Wort ging auch an Sie. Die Spannung zwischen Expertentum, Expertokratie und Diversität: Was ist Ihre Perspektive darauf in Bezug auf den Ethikrat?

Klaus Hurrelmann

Ich finde es auch gut, dass Sie ein Expertenrat sind. Dabei würde ich auch bleiben. Das hat sich im Laufe der Jahrzehnte ja auch als eine Autorität herausgebildet.

Aber was ich gefühlsmäßig heute Abend mitnehme, ist, dass Sie als Expertinnen und Experten

sich einer solchen Diskussion so häufig wie möglich stellen sollten und dabei versuchen sollten, kontroverse Positionen herauszulocken, sodass Sie es schaffen, Ihre Expertenposition entweder durch zufällig ausgewählte Gäste oder durch die, die kommen, zu konfrontieren mit Positionen aus breiten Schichten der Bevölkerung. Aber das tun Sie bereits und deswegen denke ich, dabei können Sie bleiben.

Stichwort Konfliktorientierung, das will ich noch loswerden. Meiner Ansicht nach ist es entscheidend, dass wir bei solchen ethisch umstrittenen Fragen lernen, in eine echte Streitsituation, eine echte Konfliktsituation hineinzukommen und dabei Spielregeln festlegen. Man könnte auch für eine solche Veranstaltung hier zum Beispiel Spielregeln festlegen: Wie wird gestritten, in welcher Weise wird gestritten? Das wieder zu erlernen und zu erkennen, welche Voraussetzungen man dafür braucht, halte ich für sehr wichtig.

Vorhin wurde gesagt, dass wir gestern eine Jugendstudie publiziert haben. Da kommt deutlich zum Vorschein: Die jungen Menschen sind nicht konfliktfähig und auch nicht krisenfähig. Das gibt mir zu denken. Da haben wir irgendwas verschlafen. Wir haben zu wenig (vielleicht sind die Briten da auch besser) gelernt, wie man sich so richtig gepflegt streitet und scharf auseinandersetzt und einen Spaß daran hat, sich zu streiten, gerade weil man Regeln anerkennt. Wenn Sie mich fragen, würde ich sagen: Stärken Sie das Element, was Sie in Ansätzen schon drin haben.

Frau NN

Ich hätte gern die Briten noch mal ins Spiel gebracht, nämlich in Bezug auf die Frage, wie denn tatsächlich diskutiert wird. Wie ist das Zusammenspiel zwischen Ethik und Politik? Ich denke, man kann sich von den Briten viel abgucken. Wie wird zum Beispiel über das Thema Schwangerschaftsabbruch gesprochen und geschrieben,

wenn man sich nämlich die medizinischen Leitlinien dazu anguckt?

Zum Ersten haben wir in Deutschland seit einem Jahr die erste Leitlinie überhaupt zu dem Thema, was an sich schon ein Skandal ist, dass es so lange auf sich hat warten lassen. Wenn man dann noch vergleicht, wie in Deutschland und wie in Großbritannien von der gynäkologischen Fachgesellschaft über dieses Thema gesprochen wird, sieht man eine Diskrepanz. Die Briten machen nämlich eins: Sie machen genau das, was vorher gefordert wurde. Sie geben Menschen einen Vertrauensvorschuss, den Benefit of the doubt, dass erst mal das Beste intendiert und das Beste gemeint ist, und diesen Vertrauensvorschuss geben sie den Eltern, den Paaren und den ungewollt Schwangeren. Das merkt man dem Diskurs in den Leitlinien auch an.

Muna Tatari

Danke schön. Das habe ich als Statement verstanden, das wir so stehen lassen können, und bitte jetzt Alena Buyx um das Schlusswort.

Schlusswort

Alena Buyx · Vorsitzende des Deutschen Ethikrates

Ich werde einen Teufel tun, ein großes Schlusswort zu halten. Erstens finde ich es ungehörig, wenn man da gerade gesessen hat und schon viel gesagt hat. Zweitens war das eine sehr reichhaltige Diskussion, die sich nicht gut zusammenfassen lässt.

Aber zwei Dinge sind mir im Kopf geblieben: erstens ein prägnanter Aphorismus von Wolfram Henn, ich paraphasiere: Ein guter ethischer Diskurs lässt einen zurück mit mehr Wissen, aber mehr Ungewissheit. Das ist durchaus ein Motto des heutigen Abends gewesen. Zweitens das, was

Herr Hurrelmann gerade gesagt hat, der uns aufgerufen hat, uns stärker in das durchaus auch kernige, konstruktive Streiten einzubringen. Das ist etwas, von dem wir in unseren Sitzungen weiß Gott Gebrauch gemacht haben. Aber das nehmen wir sehr gern mit als eine Ermunterung, uns noch stärker in die Öffentlichkeit zu wagen.

Ich weise darauf hin, dass wir nicht nur die Menschen hier im Raum erreicht haben, sondern auch im Stream eine vierstellige Zahl von Menschen hatten. Wir hatten durchaus ein großes Publikum, und ich hoffe, dass es von der heutigen Veranstaltung viel mitnehmen konnte. Ich und wir konnten das sehr. Wir haben viele Fragen diskutiert, die zentral für uns waren. Das war auch für uns eine außergewöhnliche Veranstaltung. Wir waren wahrscheinlich viel zu höflich miteinander, zu freundlich und zu wertschätzend, um uns des Eindrucks zu erwehren, dass wir ein bisschen naiv sind, dass die Debatten *so* ablaufen werden. Das werden sie vermutlich nicht.

Ich bin da eine pessimistische Optimistin. Ich glaube, es wird schrecklich werden und hat das Potenzial, einen Kulturkampf aufziehen zu lassen. Gleichzeitig bin ich zutiefst optimistisch, weil ich immer wieder solche Momente wie den heutigen Abend erlebe, in denen diejenigen, die sich verpflichtet fühlen zu einem konstruktiven, wissenschaftsbasierten, faktenbasierten und respektvollen gemeinsamen Austausch, klar in der Überzahl sind. Das ist etwas, was mich wieder hoffnungsfroh werden lässt. „Fürchtet euch nicht“, hat Stephan Rixen dazu gesagt.

Ich darf schließen mit einer Slido-Umfrage. Wir würden gerne von Ihnen wissen, ob sich durch diese Veranstaltung an Ihrer Einschätzung zum Diskurs über die fortpflanzungsmedizinischen Fragen etwas geändert hat, ob ein konstruktiver gesellschaftlicher Austausch zum Thema möglich ist.

Während Sie das in Ruhe machen können, darf ich den Dank an alle Beteiligten aussprechen, an alle Referentinnen und Referenten, an unseren Publikumsanwalt, an die AG, die das vorbereitet hat, an die Technik, an die Schrift- und Gebärdensprachdolmetscherinnen, an die Geschäftsstelle, an Sie und an das Publikum im Livestream. Wir freuen uns, dass Sie hier waren.

Wir sagen das mit Freude, aber auch mit ein bisschen Wehmut. Ich hab das schon gesagt: Sie werden uns so nie wiedersehen. Das war also für Sie eine in dieser Hinsicht durchaus einzigartige Erfahrung, denn beim nächsten Mal werden Sie einen anderen Ethikrat vorfinden.

Mit 44 Prozent positiver Veränderung schließe ich gern diesen Abend und wünsche Ihnen noch eine schöne Zeit.